

III. Miscellen.

1. Album der Berliner Prähistorischen Ausstellung. Das von Herrn Dr. A. Voss herausgegebene Photographische Album der Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands in Original-Aufnahmen von Carl Güntzer, Berlin 1880, ist eine vortreffliche Ergänzung des von demselben Verfasser schon bei Eröffnung der Ausstellung fertiggestellten umfangreichen Kataloges der Ausstellung, dem später noch ein Supplement folgte. Das vortrefflich ausgestattete und inhaltreiche Album erfreute sich des allgemeinen und verdienten Beifalls, indem wohl noch niemals so viele bedeutende Funde aus den verschiedensten deutschen Ländern in einem Werke zusammengestellt waren. Wenn aber das Album auf seinen 168 Tafeln eine Uebersicht der gesammten deutschen Alterthumsfunde aus prähistorischer Zeit geben wollte, wie sie thatsächlich in der Ausstellung selbst dargeboten war, so hätte vielleicht eine gleichmässiger Berücksichtigung der einzelnen deutschen Länder stattfinden können. Jedenfalls ist es zu tadeln, wenn zwei preussische Provinzen, in denen die Alterthumsforschung stets eine ganz besondere Pflege gefunden hat, in dem Album gänzlich fehlen. Dasselbe umfasst folgende 8 Lectionen: I. Ost- und Westpreussen, II. und III. Pommern und Rügen, IV. Posen, Schlesien, Brandenburg, Anhalt, V. Mecklenburg, Lübeck, Schleswig-Holstein, Hamburg, Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Waldeck, VI. Provinz Sachsen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Weimar, Königreich Sachsen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuss j. L., VII. Hessen-Nassau, Hessen Darmstadt, Baden, Württemberg, VIII. Bayern. Wo sind Rheinland und Westfalen? Der Katalog der Ausstellung weist auf S. 499—508 zahlreiche Funde aus der Rheinprovinz auf und auf S. 594—599 solche aus Westfalen, auch waren viele darunter, welche noch nicht veröffentlicht sind. War auch eine grosse Zahl bemerkenswerther Funde aus rheinischen Sammlungen damals in Düsseldorf ausgestellt, so gab es deren doch auch in der Berliner Ausstellung noch genug, um einige Tafeln des Albums damit zu schmücken.

Sch.

2. Alfter (Kr. Bonn). An dem Feldwege von Alfter nach Dransdorf wurden im Februar dieses Jahres in der Kiesgrube des Ackerers Johann Weber in einer Tiefe von 2 Meter ein Bleisarg von 2 m Länge,

50 cm Breite und 35 cm Höhe gefunden, in welchem sich die Reste eines Skelets, von den bekannten kleinen Mithras-Symbolen in Bronze die Leiter und die Wage, eine 33 cm hohe Glas-Phiole mit Trinkbecher von schwarzgefärbtem Thon, eine kleine Büchse von Knochen und folgende 19 römische Kupfermünzen fanden:

Antoninus Pius. G. E. R. COS III. Kaiser im Viergespann.

Antoninus Pius. G. E. R. Jugendl. Marc Aurel.

M. Aurel M. E.

Pupienus, Antoninian. R. Patres senatus.

Gallienus. K. E. R. Dianae cons. aug.

Tetricus pater und filius, zusammen 5 Stück.

Victorinus. K. E. R. oriens. aug.

Aurelian. K. E. R. oriens. aug.

Severina. R. Concordiae militum.

Probus. K. E. 4 Stück. R. Fides militum, laetitia aug. 2 Stück, temp. felicit.

Quintillus. K. E.

Tacitus. K. E. R. Spes publica.

Diese Gegenstände gelangten, mit Ausnahme von 8 Münzen, in das hiesige Provinzial-Museum. Früher wurden an der gleichen am Abhange des alten Rheinbettes befindlichen Stelle schon 3 Holzsärge blogelegt, in denen sich röm. Lämpchen und Glasgefäße vorfanden.

Aus'm Weerth.

Bonn. Bei dem Bau eines neuen Hauses in der Hospitalgasse, und zwar an der südlichen Ecke welche dieselbe mit der Kasernenstrasse bildet (Eigenthümer ist Herr Seilermeister Engels), fand man in einer Tiefe von circa 3 m einen römischen Begräbnissplatz. Es wurden 9 Steinsärge mit unverbrannten Skeletten gefunden, welchen die üblichen Beigaben von kleinen Glasphiolen, glatten Terra-Sigillata-Tellern und gewöhnlichen Lämpchen nicht fehlten. Unter den wenigen mir zu Gesicht gekommenen Münzen erkannte ich ein Mittelerz der ältern Faustina. In der Baugrube sah man den Längsschnitt einer alten Römerstrasse unter der jetzigen Hospitalgasse und in deren Richtung herlaufen. Dass diese alte Strasse bis zum Vierecksplatz resp. bis zum Rhein lief, ergaben früherhin römische Gräber der mittleren Kaiserzeit an derselben und zwar in dem Grundstück der Wever'schen Farbwaarenhandlung in der Wenzelgasse. An dieser Strasse, ungefähr 40 m östlich, fanden sich neuerdings im Hof des mit der Fronte der Sternstrasse zu gelegenen Hauses Nr. 58, (Besitzer Metallwaarenfabrikant Jansen), circa 10 römische Särge mit Aschen-Urnen. In den Särgen befanden sich Münzen, (darunter Lucilla G. E., Alexander Sever M. E., Hadrian M. E.) und kleine Glasflaschen. Um diesel-

ben waren stets 4 Thongefässe gestellt. Als bemerkenswerth sind 2 Fragmente von Grabsteinen zu erwähnen. Das eine bildet das Mittelstück einer männlichen Figur; das andere den Obertheil eines Grabsteins. In einem mittleren Medaillon sieht man das Brustbild des jugendlich Verstorbenen, darüber die Buchstaben D(iis) M(anibus), darunter das Wort VICTORIAE, seitlich eine Hacke.

Aus'm Weerth.

3. Alken, Kr. St. Goar. In der alten Kirche befindet sich ein Epitaph, welches den Aufsatz des linken Seiten-Altars bildete und nicht in die neue Kirche übertragen wurde. Es ist eine kleinfigurige Steinarbeit in edlem Renaissancestil, von sauberster Ausführung, und interessant durch die Nennung des Künstlers. Vor dem von Maria, Johannes, Nicodemus und zwei Engeln umgebenen Crucifixus knieen links der Ritter von Wiltberg mit neun Söhnen, rechts seine Gattin mit drei Töchtern. Die scharf eingemeisselte Inschrift darunter ist in folgender Weise angeordnet:

a	b
c	
d	

a) ANNO DOMINI MDXXXI DEN XXVIII OCTOBRI VNSER LIEBEN FRAVWEN OPFERṼG DAG STARB DER EDEL VND ERENVEST HENRICH VAIN WILTBERG WELCHES CORPER ZV ENKERICH CHRISTLICH ZV DER ERDEN BESTATTET DER SELEN GOT GENEEDIG VND BARMHERTZIG SEIN WOLL. AMEN.

b) ANNO DOMINI MDLXV DEN XXVII DEZEMBRIS VF DER VNSCHVLDIG KINDLEIN TAG STARB DIE EDELLE VND DVGENDHAFTIGE FRAW MAGDALENA VON WILTBERG GEBORNE VON DAVN WELCHER CORPER ZV ALCKEN CHRISTLICH ZV DER ERDEN BESTATTET DER SELEN GOT GENEDIG VND BARMHERTZIG SEIN WOLL. AMEN.

c) HABEN BEEDE EHLIGEN GEHABT NEVN SÖN VND DREI DOCHTER. Es folgen:

d) die Namen der Kinder: Haugk, geboren 1516, Walper geb. 1517, † 1557, Henrich geb. 1519, Nicolaus geb. 1521, † 1557, Philipp geb. 1522, † 1523, Katharina geb. 1523, Johann geb. 1524, † 1527, Karola geb. 1526, Wilhelm geb. 1527, † 1556, Adelheid geb. 1529, † 1567, Anton geb. 1530, Hansfelten geb. 1531. Darunter:

QVORVM DEFVNCTORVM ANIMAE REQVIESCANT IN SANCTA DEI PACE. AMEN.

A · 1 · 5 · 7 · 1

N. PETRVS OSTEN FACIEBAT.

Das Ganze, von einer reizenden Renaissancearchitectur eingefasst, wird

von einem Stichbogen bekrönt, an dessen Pilastern Wappen angearbeitet sind, und zwar links oben das der Wiltberg, darunter: Milen, genannt von Diefflich, Schönburg, Senheim, von Meiszenhausen, rechts oben Daun, darunter Kessel von Nürburg, Saffenberg, Neuenahr. Lehfeld.

4. Andernach-Kärlich-Leutendorf-Mülhoven. Seitdem das Bonner Provinzial-Museum mit systematischen Ausgrabungen in Andernach begonnen hat, und durch die Erfolge dieser Ausgrabungen eine Anzahl von Händlern auch zu solchen geschritten sind, schwirren durch die Lokal-Blätter die unrichtigsten und wunderlichsten Angaben über dortige Funde, welche ich durch die nachfolgenden kurzen Mittheilungen des Thatsächlichen zu berichtigen für Pflicht erachte. Eine eingehende Veröffentlichung der Ausgrabungen meinerseits folgt zur Zeit selbstverständlich. Dass auch von anderer Seite eine Broschüre über die Andernacher Funde bevorstehe, habe ich bereits im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift II, Nr. 2 dementirt. Ebenso den angeblichen Fund einer schweren Gürtelschnalle von Topas, welche eine vor 2 Jahren bereits gefundene kleine Schnalle von Bergcrystall ist, richtig gestellt.

Schon in den Schlussworten meiner Veröffentlichung der römischen Villa zu Allenz im 36. Jahrbuch S. 70 wurde auf die so unbeachtete centrale Bedeutung des Thalkessels von Neuwied-Andernach aufmerksam gemacht, eine Bedeutung, welche besonders darin liegt, dass hier eine ganze Anzahl Römerstrassen aus dem Hinterlande der Trevirer zu den Ufern des Stromes herabsteigen und auf der andern Seite sich fortsetzen bis nach Westfalen, ja bis zur Nordsee. Die befestigten Lager zu Weissenthurm, Niederbieber und andere, selbst das von Aliso standen offenbar in einer strategischen Verbindung zu einander. — Die spätere fränkische Bedeutung Andernach's ist aus den Versen des Ven. Fortunatus (Jahrb. VII, S. 117), woselbst wir die fränk. Könige, speisend in ihrem Andernacher Königshof, sich am Salmenfang erfreuen sehen, wie aus vielen andern urkundlichen Zeugnissen bis zur Schlacht von 876 hinreichend gekennzeichnet.

Die ausserordentlich dichte Bevölkerung zu alter Zeit bekunden nun die massenhaften Gräber in weitester Ausdehnung an fast allen Strassen von Andernach: es sind frühromische, spätrömische und frühfränkische. Die frühromischen Brandgräber finden sich fast ausschliesslich auf dem Martinsberg. Dieselben sind in die vulcanische Bimsteinschicht eingegraben und durch selten fehlende Münzen von Augustus bis Nero zeitlich bestimmt. Durch diese Zeitbestimmung gewinnen auch die Beigaben, z. B. eine ganze Reihe von Thongeschirren, zum ersten Male eine feste Datirung, und diese Andernacher Gräber überhaupt eine grosse Bedeutung. — Die fränkische Grabstätte besteht aus Skelettengräbern, welche sich in grossen Steinsärgen,

mitunter auch in Holzsärgen zu beiden Seiten der, den Kirchberg hinauf nach Nichenich und Eich führenden Strasse befinden. Schon in aller Zeit wird von Eröffnungen dieser Särge berichtet. Vor ungefähr 40 Jahren veranstaltete Frau Mertens-Schaaffhausen Nachgrabungen auf dem Kirchberg, über die wohl desshalb kein Bericht vorliegt, weil man fast nur geöffnete und ihrer Beigaben beraubte Särge antraf. Auch bei den jetzigen Ausgrabungen fanden sich die Mehrzahl der Särge spoliirt. Die kostbaren Beigaben dieser Gräber, verzierte Gläser, Perlen, Zierstücke von Metall, Tauschirarbeiten und besonders goldener Frauenschmuck mit eingelegten, tafelförmig geschnittenen rothen Steinen, orientalischen Granaten oder Hyacinthen, sind durchaus charakteristisch und eigenartig. Ueber den Schmuck mit rothen Steinen, seine Herkunft aus dem Orient, seine Einbürgerung in Europa durch die Westgothen, sein Vorkommen am Brustharnisch des Odoaker († 493) in Ravenna, dem Schwert des König Childerich († 481) in Tournai u. s. w. habe ich am letzten Winkelmannsfeste (vergl. S. 202) ausführlich geredet, und werde in einem der nächsten Jahrbücher mit Abbildungen darauf zurückkommen. Dieser fränkischen Gräbergruppe auf dem Kirchberg, die sich, untermischt mit einzelnen spätrömischen Skelettengräbern, bis Eich, Kruft und Niedermendig landeinwärts fortsetzt, liegt eine ähnliche gegenüber auf der rechten Rheinseite am Nordende von Leutesdorf. Die hier gefundenen Gräber sind besonders durch ihre Grabsteine interessant, unter denen sich eine 11zeilige Inschrift eines Jünglings Rannowaldus befindet. Zwei Stunden südöstlich von Andernach beim Orte Kehrlich fand der vom Kaiser Napoleon vor 17 Jahren zu Ausgrabungen nach Weissenthurm (am guten Mann) gesandte Oberst von Locquessie eine grosse Zahl von fränkischen Skelettengräbern, die sich durch ledigliche Beigaben von Eisenwaffen als Begräbnisse fränkischer Soldaten kennzeichneten. Der Händler Jos. Graef von Andernach hat im verflossenen Jahre in Kehrlich den früher gefundenen Grabstätten gegenüber zahlreiche Gräber-Aufdeckungen vorgenommen, welche an Schmuckstücken mit rothen Steinen, Perlenketten, Gläsern u. s. w. sehr ergiebig waren. Ein hervorragender Theil dieser Gegenstände, besonders eine im Vierblatt angelegte, mit Edelsteinen und Emaille verzierte goldene Fibula (wohl die grösste und schönste nächst derjenigen von der Nahe im neuen Museum zu Worms) sind in das Bonner Provinzialmuseum gelangt. Der übrige Theil dieser merkwürdigen Funde ist augenblicklich im Rheinischen Hof zu Andernach ausgestellt.

Auch dieser Kehrlicher Grabstätte gegenüber sind auf der andern, der rechten Rheinseite erhebliche Grabfunde gemacht worden, jedoch aus weit früherer Zeit. Bei Mülhoven, wo auch eine be-

kannte ältere fränkische Grabstätte sich befindet (Jahrb. 44, S. 118), wurden im Felde 3 germanische Gräber von Hrn. Fussbahn in Neuwied aufgedeckt, ursprünglich wohl Tumuli, die allmählich durch den Feldbau abgeflacht resp. beigeplügt waren. Der Inhalt bestand im ersten Grabe aus einem massiven Halsring, einem desgl. Armring und einigen Scherben; im zweiten Grabe aus zwei dünnen Halsringen von doppelter Windung und einem Armring; im dritten Grabe aus zwei dünnen Halsringen und einem massiven Armring. Das Metall ist Bronze. An einer andern Stelle, zwischen Mülhoven und Bendorf, wurden beim Durchstich für den Eisenbahnbau eine Anzahl römischer Gräber bloßgelegt, welche dadurch ein besonderes Interesse gewähren, weil die Ziegelstempel der COH I THRAC(um) auf eine frühere militärische Niederlassung an dieser Stelle hinweisen. Derselben I. Thracischen Cohorte begegnen wir nur im ersten Jahrhundert als Auxiliar-Truppe am Rhein (Jahrb. 20, S. 63), und es wird desshalb von besonderem Interesse sein zu untersuchen, ob wir es hier mit einem Vorwerk des Castells von Niederbiber, oder mit einem Posten zum Schutze eines Brückenüberganges zu thun haben. Von Töpferstempeln verzeichneten wir Lampen mit FORTIS und ATTIVS, Terra-Sigillata-Schalen mit SVRDILIVS FE und LAGE¹⁾. Aus'm Weerth.

5. Andernach. Ohne auf die so interessanten Funde, welche die Ausgrabungen in Andernach in letzter Zeit geliefert haben, näher eingehen zu wollen, möchte ich doch auf einige dort gefundene Münzen aufmerksam machen. Die römische Kaiserzeit ist in fast vollständiger Reihenfolge vertreten, die Fundstücke reichen aber sowohl in die vorrömische als auch in die fränkische Zeit hinein.

Das Bonner Provinzial-Museum besitzt zwei aus den Andernacher Leichenbrandstätten stammende Billon- oder gefütterte Silber-Münzen, welche dieselbe Präge, wie das von mir in Heft LXVIII S. 61 beschriebene Regenbogenschüsselchen von der Sieg zeigen. Mag man nun diese Münzen keltischen oder germanischen Stämmen zuschreiben, immerhin wird man eine vorrömische Prägezeit (natürlich in Bezug auf die Rheinlande) für dieselben annehmen müssen.

Die nachrömische Zeit ist durch einige schwer entzifferbare Münzen vertreten; sehr beachtenswerth ist aber eine in die Sammlung des Herrn Merkens in Köln übergegangene kleine Silbermünze des Gothenkönigs Theia 552—553. Der R. lautet:

DN
THE
IA
RIX

1) Man vergl. hierzu die Miscelle 7.

Sab. XIX, 10. Mionnet II S. 411, haben REX statt RIX, doch kommt die letztere Lesart bei manchen anderen Königen jener Zeit vor. Dass dieser letzte Gothenkönig seine Münzen mit dem Namen und Brustbilde des schon 35 Jahre früher gestorbenen Kaisers Anastasius (von der Averslegende sind nur wenige Buchstaben erhalten) versah, ist eine bekannte, aber schwer zu erklärende Thatsache. (s. Pinder und Friedländer: die Münzen Justinians. Berlin, Nicolai 1843. S. 65).

F. van Vleuten.

6. Bertrich (Kr. Cochem). Beim Ausheben der Fundamente zum neuen Badehause wurde im vergangenen Herbst eine römische Bau-Anlage aufgedeckt, welche sich mir nach eingehender örtlicher Untersuchung als Massen-Bad zu erkennen gab. Ich werde im nächsten Jahrbuch eingehender darüber berichten.

Aus'm Weerth.

7. Bendorf. Römische Gräber. Bei Anlage der von Limburg nach Engers führenden Westerwaldbahn wurden im Spätherbst vorigen Jahres nahe bei Bendorf, rechts von der nach Engers führenden Heerstrasse vor der Stelle, wo sie den Saynbach überschreitet, römische Funde gemacht, die auf ein Grabfeld deuten. Die Herren Bauinspektor Hövel und Baumeister Dr. Bräuler haben an Prof. Schaaffhausen unter dem 21. Dezember ein Verzeichniss der Fundgegenstände sowie eine Situationskarte eingesendet. Die Gegenstände wurden etwa 1 m unter der Erdoberfläche in der obersten Schicht des dort vorkommenden vulkanischen Sandes zerstreut gefunden. Es waren eine dunkelbraune 0,29 m hohe Aschenurne mit Deckel, Stücke einer rothbraunen Schale, mit Akanthusblättern, Eierstab und Perlschnüren verziert und mit Resten von 3 Metallgriffen, ferner Schalenstücke mit Weinranken, Palmetten, Hund und Vögeln ornamentirt. Ausgüsse von hellbraunen und gelblichen Thonkrügen mit Henkel, Bruchstücke einer grossen gelben Urne, Thonplatten, gradlinig und in Kreisen gersifelt, oberer Theil einer Nadel von Elfenbein, eine einen Apfel haltende Hand darstellend, ein gut erhaltener bauchiger Henkelkrug, zwei Thonlämpchen, einige Thierknochen und Zähne, ein Säulenkapital. Zu bemerken ist, dass ganz nahe der jetzigen Fundstelle bei Mühlhofen im Jahre 1856 etwa 50 germanische Reihengräber geöffnet wurden, worüber diese Jahrbücher berichtet haben, vgl. Ueber germanische Grabstätten am Rhein, Jahrb. XLIV u. XLV 1868, S. 118. Es scheint, dass auch hier das germanische Todtenfeld sich an die jetzt aufgedeckte römische Grabstätte anschloss. Vielleicht trennte der Saynbach beide. Als der Direktor des Provinzial-Museums sich wegen Erwerbung der jetzt aufgefundenen Alterthümer für das Provinzial-Museum in Bonn an die rechtsrheinische Eisenbahn-Direktion wandte, wies diese auf eine

ältere Verordnung hin, wonach die bei Staats-Eisenbahnbauten gefundenen Alterthümer an das Museum in Berlin abzuliefern seien. Seit der Staat gemeinsam mit der Provinzial-Verwaltung Museen in Bonn und Trier errichtet hat, erscheint jene lediglich im Interesse der Museen der Hauptstadt erlassene Bestimmung, die der Provinz die wichtigsten Denkmäler ihrer Geschichte entführen kann, nicht mehr zeitgemäss und wird hoffentlich die Commission für die Rheinischen Provinzial-Museen ihre Beseitigung beantragen.

Schaaffhausen.

8. Brohl. Römische Befestigung auf dem Thalrande bei Brohl. Südlich von Brohl, zwischen dem Rhein- und Brohl-Thal, steigt ein steiler scharfer Felsenkamm zu dem plateauartigen bewaldeten Höhenrücken, dessen grösste Erhebung „die hohe Buche“ einen weiten Fernblick über das Rheinthale und dessen Umgebung bietet. Am Fusse jener Höhe liegt die Gastwirthschaft „zur hohen Buche“, der Alverhof mit der Villa Helene, zu welcher von Tornich her aus dem Rheinthale ein uralter gewundener Hohlweg, und dann über den Thalrand zum Brohlthal hinführt. Nur ein sehr schwieriger Fusspfad geht über den erwähnten Felsenkamm nach Brohl, und ist leicht durch einige Felsen oder Einschnitte zu sperren.

Auf jener Hochfläche liegt 800 m nördlich vom Alverhof in der sogenannten Dicke, einem oft kaum zu durchdringenden Eichengestrüpp von 3 bis 4 m Höhe, eine Verschanzung, deren abgeflachte Wälle und Gräben auf ein sehr hohes Alter, auf die Römerzeit hinweisen.

Die waldige, wenig betretene Gegend entzog diese Wälle sogar der Kenntniss der Bewohner am Alverhof, bis in diesem Frühjahr Herr Gerhards aus Tönnisstein den Bonner Alterthums-Verein davon benachrichtigte, und zur Untersuchung derselben aufforderte. Alle solche Mittheilungen verdienen den freundlichsten Dank, den der Vorstand auch hierdurch ausspricht.

Beide Parallelwälle sind 80 m von einander entfernt, schneiden 130 m weit die nördliche Plateauspitze ab, und schliessen sich in einer Länge von 150 m an die steilen Felshänge des Rhein- und Brohl-Thals an. Diese Wälle haben die bedeutende Sohlbreite von 12 m, eine Höhe von 2 m, 3 m breite Wallkronen, so dass die Seitenböschungen etwa doppelte Anlage zeigen. Auf der Wallkrone liegen zerschlagene Steine, um einen festen Weg dort herzustellen, an dessen äusserem Rande wahrscheinlich einst die Pallisadirung stand. Auf den Südseiten beider Wälle liegen 5 m breite, 1 m tiefe Gräben, und erklärt das Verwaschen der Wallränder die allmälige Ausfüllung der Gräben, so wie die ferne Zeit der Erbauung. Die Lage der Gräben auf der Südseite deutet darauf hin, dass der Doppelwall die Plateauspitze eben abschneiden sollte, so dass wir nicht bloss zwischen den Wällen, sondern rückwärts derselben ein Castrum erhalten,

welches an den beiden Thalrändern höchstens eines Verhaues zur Vertheidigung der Seitenlinien bedurfte. Ein feindlicher Angriff konnte nur von Süden her erwartet werden, wohin sich die starke doppelte Front der Vertheidigungswälle richtete, während die Felshänge der Flanken und der steile Felskamm im Norden, der wie gesagt leicht zu sperren war, jeden Angriff hier ausschlossen. Wahrscheinlich erleichterten Wartthürme, die am Anfang und in der Mitte des Felskammes geeignete Plätze fanden, die Beobachtung des Rhein- und Brohl-Thals.

Wir erhalten so einen durch Natur und Kunst vollständig gesicherten Lagerraum von 2 ha, für längeren Aufenthalt einer Cohorte geeignet, vertheidigungsfähig durch höchstens 200 Mann, in Bezug auf Wasserversorgung allerdings auf Cisternen oder auf das Flusswasser der Niederung angewiesen.

Der weite Ueberblick galt mehr dem Rheinthale, als dem Brohlthal, welches aber wohl anderweitig gesichert und besetzt war. Hand in Hand mit dem nahen, starken Rheineck, welches in mehrfacher Beziehung auf eine römische Befestigung an dem wichtigen Einschnitt des Vinxt-Baches hinweist, war dann die Mündung des Brohl-Thals mit seinen zahlreichen Arbeitern gedeckt, welche dort Jahrhunderte hindurch den Tuff brachen. Die damalige Wichtigkeit des Brohlthals ergibt sich aus der grossen Zahl von römischen Inschriften (einige 20), die bei Brohl gefunden sind.

Diese Befestigungen auf dem hohen linken Thalrande des Rheins dienten vielleicht auch als Wachtposten und als Stützpunkte für den nahe gelegenen jenseitigen Limes, der von Hönningen über Rockenfeld, Rengsdorf zum Taunus und zum Rhein führt, jener Grenzwehr des Kaisers Domitian, nach Frontinus Strateg. 80 leugen (24 deutsche Meilen) lang, dessen Terrain den Chatten abgekauft war. Diese Grenze von 80 leugen ist wohl in Prof. Mommsen's wichtigem Dokument (39. und 40. Heft der Bonner Jahrbücher) gemeint. Die grossartigen Wallreste Andernach gegenüber im Westerwald zeigen ein ganzes Befestigungssystem, welches hier einst mit dem Windhaus des rechten Thalrandes bei Andernach und mit den mächtigen Thalsperren bei Forsterhof, die das Hammersteiner Thal deckten, in Verbindung stand. Die Römer mussten auf den gesicherten Besitz des Neuwieder Beckens grossen Werth legen, und jene Befestigungen reden deutlich, wo andere Nachrichten darüber fehlen.

Für weitere Verfolgung dieser Sache ist es dabei von einiger Bedeutung, dass jene so gut erhaltenen Wälle bei Brohl, die durch ihre isolirte Lage und durch das dichte Gestrüpp so lange gegen Zerstörung geschützt wurden, den Profilen des limes im Westerwalde im Allgemeinen entsprechen, als wären sie gleichzeitig mit diesem limes von erfahrener, geübter Hand angelegt. Das Studium solcher Oertlichkeiten durch An-

schauung, wo andere Urkunden der Gelehrten uns im Stich lassen, die Bauart, die ganze Anlage in ihrem weiteren Zusammenhange, verdient gewiss die Aufmerksamkeit der historischen Forschung, wo der Zahn der Zeit fast seit zwei Jahrtausenden die letzten Reste jener mächtigen Befestigungen, Kanäle und Strassen immer mehr zerstört.

von Veith.

9. Bubenheim (Kr. Coblenz). An der Römerstrasse, welche von Bassenheim herunterkommend in die Rheinstrasse einmündet, wurde im Frühjahr beim Orte Bubenheim derjenige Theil einer römischen Villa von mir aufgedeckt, welcher die Baderäume umfasst. Besonders bemerkenswerth unter denselben war ein vorliegender kreisrunder heizbarer Saal, welcher unter den Rheinischen Bade-Anlagen bisher nur in Nennig vorkam. Das nächste Jahrbuch wird einen Grundriss bringen.

Aus'm Weerth.

10. Der Lochenstein. Die altheidnische Opferstätte auf dem Lochenstein. Vortrag des Professors Dr. Fraas in der Sitzung der anthropolog. Gesellschaft zu Stuttgart am 28. Jan. 1882. Wenn der Besucher des Aussichtsturmes auf dem Hasenberg bei klarem Himmel mittagwärts blickt, so fällt ihm das Profil eines Berges auf, der, in der Lücke zwischem dem Hundsrück und Schafberg gelegen, an seiner eigenthümlichen Gestalt mit einem senkrechten Abfall gegen Westen nicht übersehen werden kann. Die 963 m hohe Felsspitze des Lochensteins, die sich weithin sichtbar am Horizont erhebt, war Jahrhunderte lang ein altgermanisches Völkerheiligthum, eine Opferstätte auf sonnigem Fels mitten in den düstern Tannenwäldern der Lochen (Lohe althochd. für Bergwald). Auf dem Lochenstein hatte der Vortragende seit mehreren Jahren in der köhligen Schwarzerde unter der Rasendecke Nachforschungen anstellen lassen und eine reichhaltige Sammlung von Gegenständen aller Art, für die k. Staatssammlung zu Stande gebracht. Den Anlass zu eifriger Nachforschung gab ihm der Fund von fremdartigen, mit der geologischen Formation der Lochen in keinem Zusammenhang stehenden Gesteinsarten, wie Gneis, Granit, Glimmer, Sandstein. Solcherlei Steine, vielfach deutliche Spuren menschlicher Benutzung an sich tragend, können gar nicht anders als von Menschenhand auf die Spitze des Berges getragen worden sein. Am auffälligsten sind die Sandsteine des schwäbischen Unter- und Oberlandes, deutlich als Mahl-, Schleif- und Wetzsteine verwendet. Daneben liegt eine Reihe gerundeter harter Steine, Geschiebe vom Süden der Alb, alpine der Moräne entnommene Kiesel sandsteine, Hornblendegneisse, Quarzite, die als Läufer auf den Mahlsteinen oder als Kornquetscher angesprochen werden. Geschirrscherben liegen zu Tausenden unter dem Rasen. Die Mehrzahl der Geschirre gehört jener uralten Form von weitbauchigen, aus freier Hand gefertigten Gefässen, zu deren Herstellung der Thon mit grobem, scharfkantigem Sand

gemengt wurde. Unter den Scherben wurden nur die ornamentirten aufbewahrt. Es können unterschieden werden ein einfaches Tupfenornament, das Kerbenornament, das der Reifen, die horizontal um das Gefäß gelegt sind. Die weitest vorgeschrittene Technik ist die der umgebogenen Ränder, welche ein Zickzack- oder das sog. Wolfszahnornament tragen. Die letzteren Gefäße gehören augenscheinlich der jüngeren, nicht mehr alt-germanischen, sondern römischen Zeit an, bereits auf der Töpferscheibe gearbeitet. Römische Arbeit zeigen auch unverkennbar römische Ziegel, die an einer Stelle der Hochfläche haufenweise bei einander lagen und wohl einst das Dach einer römischen Mithraskapelle deckten. An die Thongefäße reihen sich die Thonwirtel, bald scheibenförmig, bald konisch, bald glatt, bald ornamentirt, die man auch sonstwo zahlreich findet, die z. B. in Hissarlik von Schliemann zu Tausenden ausgegraben wurden. Gewöhnlich werden sie für Spinnwirtel angesehen, in Wirklichkeit damit zu spinnen ist aber Niemand im Staude, wegen des engen Lochs, durch das gar keine Spindel gesteckt werden kann, und der Leichtigkeit des Materials konnten sie nie Gegenstände der häuslichen Industrie sein. Es scheinen vielmehr nur Thonperlen gewesen zu sein; mehrere fanden sich aus blauem Glas gefertigt, eine andere aus Blei, eine dritte aus einem fossilen Schwamm. Metallwaaren bilden neben Glasscherben ein wesentliches Kontingent der Manufakte. Am zahlreichsten vertreten ist das Eisen in Gestalt von Nägeln, sog. Bretternägeln, Stiften, Spitzen, Ringen, Flachringen, Messerklingen, Meisseln, Pfeil- und Lanzenspitzen, gedrehten Eisenzungen, Schlüsseln, Schlössern, das Zierlichste aber sind 2 Hämmerchen, deren eines heute noch in der Werkstätte eines Uhrenmachers oder Ciseleurs benutzt werden könnte. Aus Bronze gefertigt sind mehrere Fibeln, Armringe, Schnallen, Ringe, Ohr- und Halsringe, zierliche Sicherheiten für die Nadeln, Bronzebleche und Drähte der verschiedensten Art. Von Silber wurde nur eine Fibel oder Agraffe mit einem Kettchen gefunden. Bei der Technik der Metallwaaren ist der Einfluss der römischen Kunst, vielfach wohl auch die römische Arbeit selbst unverkennbar. Andererseits weisen einige Armringe, Hohlringe sowohl, als gekerbte Vollringe auf die Zeit der vorrömischen Hügelgräber, die nur wenige Kilometer entfernt, z. B. in Hossingen, Messstetten, in den letzten Jahren ausgegraben wurden. Dass wir aber eine alte Opferstätte vor uns haben, dafür sprechen die Tausende von Knochen, welche rings um die eigentliche Felsenspitze herum zerstreut liegen. Diese selbst ist, wie dies Paulus erkannt hat, nach allen 4 Seiten hin künstlich abgespalten und zu einer Art von Altar oder Opferstein zu-gerichtet worden. Auf diesem Altar scheinen die Thiere geschlachtet und zerstückelt worden zu sein, während in der Bergeinsenkung am Fuss des Steins die Feuer brannten, an welchen das Fleisch der Opferthiere gebraten wurde. Diese selbst waren nach der genauen Zählung und Untersuchung

der Skelettreste die Hausthiere der Germanen, vor Allem Rinder, Schafe und Ziegen, Schweine und Pferde. 40 Prozent sämmtlicher Knochen gehören dem Rind an und weisen auf die schmalköpfige, kleinhörnige Rasse, welche erstmals in den Torfmooren der Pfahlbauten gefunden und von Rütimeyer *Bos brachyceros* genannt wurde. Dieses Rind bildete das altdeutsche Kleinvieh. Seit dem Mittelalter ist es in Deutschland verschwunden und einem kräftigeren Schlag gewichen. Nächst dem Rind kam das Schaf und die Ziege zur Opferung. Beim Fehlen des Schädels mit dem Gehörne ist die Unterscheidung beider Thiere nahezu unmöglich und eine Trennung beider nicht wohl thunlich. Beide zusammen repräsentiren 26 Prozent der Opferthiere, während die Schweinsknochen 17 und die Pferdeknochen 8 Proz. repräsentiren. Ausser den genannten 91 Proz. Hausthiere fallen auf den Hirsch 4 und auf den Hund 3 Proz. Die fehlenden 2 Proz. vertheilen sich auf den Auerochsen, den Elch, den Biber, das Reh, den Singschwan und — den Menschen. Ein fürchterlich zugerichtetes menschliches Schädeldach und ein durch tiefe Hiebe in den Knochen entzweigegangenes Schenkelbein erinnern unwillkürlich an die Stelle des Tacitus (Germ. 39), in der er vom ältesten und edelsten Stamm der Schwaben, den Semnonen, redet. „Zu bestimmten Zeiten kommen in einem Wald, der durch heilige Bräuche der Väter und alte Scheue geweiht ist, alle Völker desselben Blutes durch Gesandtschaften zusammen und feiern durch öffentliche Opferung eines Menschen den grauenhaften Beginn ihres Barbarenfestes.“ Zu Ende der Römerzeit stand das Heiligthum noch voll in Ehre und Ansehen, scheinen doch selbst auch frommgesinnte Römer aus Ehrfurcht vor den Göttern des Landes Weihgeschenke und Opfer dem Sonnengott dargebracht zu haben. Mit dem Ende der römischen Macht und dem Anfang der christlichen Zeit hörten Allem nach auch die Opfer auf dem Lochenstein allmählig auf und christliche Priester waren bemüht, den Ort, da der Sonnengott in seiner natürlichen Majestät verehrt wurde, als den Sitz des Teufels hinzustellen. Das ist gewiss, schreibt Crusius, „dass im Jahr 1589 im Herbst etliche Weiber und der fürnehmste Rathsherr zu Schemberg verbrannt worden, die alle bekennet haben, dass sie gewohnt gewesen, des Nachts auf diesem Berg zusammenzukommen, mit den Teufeln zu tantzen und zu thun zu haben, Menschen und Vieh zu beschädigen.“ Auch sagen die Leute in der Nachbarschaft, wenn sie Einem etwas Uebles anwünschen wollen, „ich wollt, dass du auf der Lochen wärst“ (Crusius, schwäb. Kronik p. 419). Wenn der Rasen, der jetzt die Opferstätte deckt, grünt, wenn die blaue Gentiane und das Himmelfahrtsblümlein oben blühen, dann versteht man den Drang unserer Vorfahren, an diesem Ort der Leben schaffenden Sonne ihre Verehrung darzubringen.

11. Inden (Kr. Aachen). Durch Herrn Pfarrer Demmer wurden Ausgrabungen auf einem Felde bei Inden vorgenommen, welche zur

Aufdeckung einer röm. Bau-Anlage führten. Bisher wurde ein Baderaum freigelegt. Viele Fragmente von Marmor, Glas und Mosaik lassen auf ein reich ausgestattetes Gebäude schliessen.

Aus'm Weerth.

12. Kaiserswerth. Einem im Pfarrhause zu Rheinbrohl beruhenden Codex, welcher ausser der vom Rector des Kölner Gymnasium Laurentianum, Gerardus de Hardewick, verfassten lügenhaften „Vita diui Swiberti Werdensis ecclesiae episcopi“¹⁾ verschiedene die Kirche und das Kapitel von Kaiserswerth betreffende Urkunden nebst Nachrichten über Besitzungen des Stifts enthält, entnehme ich nachstehende Kaiserswerther Inschriften:

Templum Diui Georgii in suburbio Kaiserswerdensi.

Retro summum altare.

Anno dominicae incarnationis 1078 indictione prima dedicatum est a Theodone Brandenburgensi praesule hoc templum 7 Kal. Maij in honorem domini nostri Jhesu Christi et sanctae Mariae Martae²⁾ et sanctae crucis sanctique Michaelis, praecipue autem in honorem sancti Georgij martyris et apostolorum Andreae, Philippi, Jacobi, Simonis, Judae, Marci Euangelistae, sanctorum martyrum Stephani, Cosmae et Damiani, Fabiani, Christophori, Clementis, Nerei, Achillei, Pancratij, Viti, Panthaleonis, Chrisogoni, Dionisij, Romani, Crispini, Faustini, Secundini, Sigismundi et sanctorum confessorum Gregorij, Hilarij, Augustini, Damasi, Eucharij, Valerij, Remigij, Imerij, Walperti et sanctarum virginum Ciciliae, Barbarae, Gertrudis et beatae Mariae virginis.

Altare dextrum.

Anno dominicae incarnationis 1102 indictione decima nona Augusti dedicatum est hoc altare a Paderbornensi Episcopo Henrico in honorem domini nostri Jhesu Christi et salutiferae crucis; continentur autem hic reliquiae de ligno et sepulcro domini et de vestimento sanctae Mariae et de sanguine sancti Stephani prothomartyris et de eius vestimento et sanctorum apostolorum Joannis Evangelistae et Andreae et sanctorum martyrum Georgij, Gangolphi, Clementis, Laurentij, Pancratij, Dionisij, Cornelij, Cypriani, Stephani Diaconi, Eustachij, Ciriaci et sanctorum confessorum Remachi, Remigij, Nicolai, Arnolphi, Lebuini, Paulini, Alexis, et sanctarum virginum Walburgis et Drudae.

Altare sinistrum.

Nona Augusti dedicatum est hoc altare in honorem domini nostri Jhesu Christi et perpetuae virginis Mariae; continentur autem hic reliquiae sanctorum martyrum Gereonis, Theodori, Fortunati, Crispiniani, Quirini,

1) Vergl. Bouterweck, Swidbert, der Apostel des bergischen Landes. Elberfeld 1859.

2) Das Wort Martae ist von späterer Hand.

Maximi, Crisanti et sanctorum confessorum Medardi, Servatij, Udalrici (Vothelrici) et sanctarum virginum Marinae (Merinae), Pinnosae, Afrae, Agathae et de sepulchro domini.

In facie templi ad occidentem reperitur imago Salvatoris habens ad dextram duas imagines, circum quas litteris sculptum est ex Psalmo 84 Benedixisti:

Misericordia et veritas obviaverunt sibi.

Ad sinistram itidem duas imagines, circum quas litteris sculptum ex eodem Psalmo:

Justitia et pax osculatae sunt.

Quae duae sententiae conclusae his verbis:

Has sibi virtutes semper

Discat quisque recolendas.

Item in latere templi ad meridiem reperitur imago Salvatoris, circum quam litteris sculptum est: Fiat lux! Lucis origo novae tenebroso fulget in orbe. — Anno 1140 sexto Idus Februarij obiit Folradus Presbyter fundator praedicti templi.

Templum montis crucis in suburbio Kaiserswerdensi.

In latere templi montis crucis versus meridiem reperitur scriptum ut sequitur: Anno dominicae incarnationis 1200. Albero laicus comparavit a Conrado Leyen et filio eius Henrico in Vurkele vineam, quae dicitur Liucensdale iuxta fontem, quae solvit annuatim amam vini et contulit eam sanctae Walburgi pro remedio animae suae et uxoris suae Hildegundis et parentum suorum ad nocturnum lumen praesentis Ecclesiae. Amen.

In arce Caesaris Insulae in hypocausto maiori retro fornacem:

Anno ab incarnatione Domini nostri Jesu Christi 1184.

Hoc decus imperio Caesar Fridericus adauxit

Justitiam stabilire volens et ut undique pax sit.

Extra illud hypocaustum supra ianuam istius introitus:

Ab anno Dominicae incarnationis 1184.

Justitiae cultor malefacti providus ultor

Caesar adornandam Fridericus condidit aulam.

Ad partem Rheni in turri Cliensi exterius:

Alcmari de monte rui de rupe Draconis

Ostia pando bonis nautis simul atque Colonis.

In turri templi s. Swiberti:

Anno domini 1243.

Hanc templi partem, quam credens affore Martem

Gernandus fregit turrimque iacere coegit,

Ne nimium surgens castris pressura sit urgens,

Tempore tranquillo reparet meliore lapillo.

Terwelp.

13. Zwei verschollene Keltenorte im Reg.-Bezirk Koblenz. Dass die Flurnamen in Bezug auf Sprachwissenschaft und Alterthumskunde von Wichtigkeit sind, ist schon oft hervorgehoben worden; leider hat man aber diese Namen bisheran noch sehr wenig nach den bezeichneten Richtungen hin ausgebeutet. Es dürfte deshalb für die rheinischen Alterthumsfreunde wohl von Interesse sein, zwei Flurnamen aus dem Reg.-Bezirk Koblenz kennen zu lernen, die durch ihre Form als zu der grossen Klasse der gallokeltischen Ortsbezeichnungen auf -ich bzw. -ach gehörig erscheinen, sodann aber auch in weiterer Folge als die einzigen übrig gebliebenen lebendigen Zeugen längst verschollener Keltenorte betrachtet werden müssen.

I. Auf dem Banne von Rübenach (Kr. Koblenz) begegnet uns ein Flurname „Sendenich“ mit den näheren Bestimmungen: „Sendenicherweg“, „zwischen Sendenicher- und Bassenheimerweg“ und „oben im Sendenicherboden“. Was nun zuvörderst die Endung dieses Namens angeht, so stimmt dieselbe überein mit dem Ausgange der Ortsnamen Kendenich (Landkr. Köln) aus kelt. Cantiniâcum (von einem Personenn. Cantinius) und Eendenich (Kr. Bonn) aus kelt. Antiniâcum oder Antoniâcum (von einem Personenn. Antinius oder Antonius), so dass man in Sendenich wohl ein kelt. Santiniâcum, abgeleitet von einem Personenn. Santinius ¹⁾ (vgl. Orelli: Inscriptt. Latinae Nr. 4476), mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen berechtigt ist.

Was nun die mit dem Flurnamen Sendenich bezeichneten Realitäten anlangt, so theilt mir darüber der Ortsvorsteher von Rübenach, Herr Mohrs, ungefähr Folgendes mit: „Auf dem Flurdistikte „Sendenich“ hat, wie man allgemein in der Gegend von Rübenach erzählen hört, in alten Zeiten eine Stadt gestanden, hin und wieder trifft man auch mit dem Pflug auf Fundamentmauern, und es kommen häufig Ziegelstücke beim Ackern an's Tageslicht; vor nicht langer Zeit hat ein Einwohner aus Rübenach dort nachgegraben und ein Gewölbe (Hypokaustum?) entdeckt mit einer bedeutenden Masse Holzasche. Die Bodenart ist Ackerland (Lehm mit vulkanischem Sande gemischt), das stellenweise schwarz, wie verbrannt erscheint. Sonst existirt in Rübenach auch noch die Sage, dass vor längerer Zeit einmal mehrere Franzosen im Orte erschienen seien, versehen mit einer Karte der „Stadt Sendenich“, auf Grund deren sie Nachforschungen angestellt hätten.“ So weit die mit aner kennenswerthester Promptitüde gegebenen Aufschlüsse des Herrn Mohrs. Vielleicht würden hiernach systematische Nach-

1) Der Personenn. Santinius (latinisirt Sanctinius — mit Anlehnung an sanctus) ist ein sog. Hypocoristicum und ausgegangen von dem im Gall. nachweisbaren Namens-elemente Santo-, das etymologisch kongruent ist mit dem in germanischen Namen erscheinenden santha- (wahr).

grabungen auf dem Flurdistrikte Sendenich sich lohnen, da dem Vorstehenden gemäss wohl nicht daran zu zweifeln sein dürfte, dass der gen. Distrikt einer im Laufe des Mittelalters ausgegangenen Ortschaft keltisch-römischen Ursprungs seinen Namen verdankt.

II. In der Gemeinde Polch (Kr. Mayen) findet sich ein ebenfalls gallischen Ursprung verrathender Flurname „Geisenach“ (Acker „vor Geisenach“, „in Geisenacherseite“), da derselbe in Betreff seines Ausganges übereinstimmt mit den allgemein als keltisch bekannten Ortsnamen: Rübenach aus *Rufiniacum* (von einem Personenn. *Rufinius*), Wassenach aus *Vassoniacum* oder *Vassiniacum* (von einem Personenn. *Vassonius* oder *Vassinius*), Dreckenach aus *Draconiacum* (von einem Personenn. *Draconius*, der mit dem griech. Personenn. *Δράκων*, -ωνος sich deckt). Hiernach dürfte „Geisenach“ wohl auf ein ursprüngliches *Gêsinia-cum* oder *Gêsonia-cum* (von einem Personenn. *Gêsinius* oder *Gêsonius*¹⁾) zurückzuführen sein und so dieselbe Herkunft haben, wie der belgische Ortsn. *Gisignies*. So viel in Betreff des Namens der Flur; über diese selbst habe ich leider nur wenig in Erfahrung bringen können. In einem Felde des Distrikts „Geisenach“ finden sich, wie mir von Polch aus berichtet wird, nahe der Oberfläche Fundamente eines Mauerwerks von Thonschiefer-Bruchsteinen. Ausserdem wurden dort an einer andern Stelle bei einer Drainirung im J. 1858 Ziegelstücke und Mörtelreste ausgegraben; ob dieselben aber von früheren hier errichtet gewesen Bauwerken herrührten, oder aber s. Z. als Mauerschutt zur Trockenlegung des sumpfigen Bodens dorthin aufgefahren worden, darüber wissen die Besitzer der betr. Grundstücke keine Auskunft zu geben.

Auch auf „Geisenach“ möchte also wohl ein Ausgrabungsversuch nicht überflüssig sein, zumal der Name auf das Unzweifelhafteste auf eine alte Niederlassung aus keltisch-römischer Zeit hinweist.

Dr. Esser.

14. Köln. Die Thorburgen. Als in Ausführung eines von dem Stadtverordneten-Collegium mit dem Kriegsministerium abgeschlossenen Vertrages, der Abbruch des Hahnenburgthores bevorstand, während das Severinsthor, die Ulrichspforte, das Gereonsthor und der Eigelstein erhalten werden sollten, regte sich, nachdem durch die Niederlegung der Stadtmauern der imposante Bau des Thores zur Geltung kam, in allen

1) Einen gall. Personenn. *Gêsonius* oder *Gêsinius* vermag ich zwar für jetzt nicht nachzuweisen, indessen schliesst sich derselbe ganz regelrecht an das gall. Namelement *Gaeso-*, *Gêso-*, identisch mit germ. *gaisa* (Spiess, Ger), an. Hierzu gehört auch der Name des Vandalenkönigs *Gaisericus*, der deutlich wiederklingt im römisch-keltischen *Caesar*, welchen Namen ich für verkürzt halte aus gall. *Gaesarix*, *Caesarix*.

gebildeten Kreisen der Stadt und Provinz der lebhafteste Wunsch, auch dieses Thor erhalten zu sehen. Selten möchte für die Erhaltung eines mittelalterlichen Denkmals eine so allgemeine Theilnahme in den verschiedensten Eingaben an die Behörden sich ausgesprochen haben. Die Stadt war in ihrem Rechte, wenn sie auf dem Abbruch bestand, und liess sich in ihrem Widerstande lediglich durch finanzielle Rücksichten und das Bedürfniss freien Verkehrs bestimmen. Bei dieser Gelegenheit wurde in der Presse die Ansicht laut, dass es geradezu ein Mangel der Gesetzgebung sei, für den wohl Abhülfe geschafft werden müsse, wenn in einem Falle, wie in dem vorliegenden die Staatsregierung nicht zu jeder Frist ein aufschiebendes Veto besitze, um die Zerstörung eines geschichtlichen Bauwerkes zu verhüten. Die Kölnische Volkszeitung sagte noch am 28. Nov. 1881, I. Bl.: „Wenn wir auch in einer Zeit leben, in welcher ein grosses Stück ruhmvollster Geschichte gemacht worden ist, so darf uns das doch nicht bestimmen, die Geschichte, welche hinter uns liegt, gering zu achten, denn wir stehen in allem, was wir wollen und vollbringen, auf den Schultern unserer Vorfahren. Gerade Köln blickt auf eine glänzende Vergangenheit zurück; es war eine Stadt, die ihre Freiheit und Selbstständigkeit gegen ihre Bedränger stets siegreich zu vertheidigen gewusst hat auf ihren Mauern und Burgen! Es wird zu allen Zeiten wahr bleiben, dass die Geschichte die weiseste Lehrerin der Völker ist. Sie spricht aber am lebendigsten aus ihren Denkmalen zu dem lebenden Geschlecht. Wenn die Mauern der Stadt haben fallen müssen, so lasse man doch die Hauptthore stehen, als ehrwürdige Zeugen vergangener Jahrhunderte!“ Die Bestrebungen, das Hahnenburgthor zu erhalten, begannen mit einer unter dem 6. September 1881 verfassten und in der Kölnischen Zeitung veröffentlichten Kundgebung des Architekten- und Ingenieur-Vereins für Niederrhein und Westfalen, die dem Stadtverordneten-Collegium überreicht worden war. In derselben war in vortrefflicher Weise die Bedürfnissfrage des Verkehrs erörtert, auf die Pietät anderer Städte für ihre alten Bauwerke hingewiesen, das durch spätere Restaurationen verunstaltete Bauwerk als ein solches bezeichnet, welches besonders gut zwischen dem südlichen und nördlichen Eingang die Linie der alten Stadtumwallung markire und hervorgehoben, dass der bauliche Zustand des Thores keineswegs den Abbruch rechtfertige. Am 28. September richtete der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande ein Schreiben an das Kölner Stadtverordneten-Collegium, worin er sagte, dass es die Aufgabe des Vereins sei, für die Erhaltung und Bekanntmachung der alten Denkmale in dem Stromgebiet des Rheines Sorge zu tragen, und dass er in dieser seiner Thätigkeit seit 40 Jahren weit über die Grenzen der Provinz hinaus Anerkennung erworben

und Theilnehmer seiner Bestrebungen gefunden habe, der Vorstand gestatte sich desshalb, dem Stadtverordneten-Collegium von Köln sein lebhaftes Interesse an der Erhaltung der alten Thorburgen von Köln, die durch den Stadterweiterungsplan bedroht sind, auszusprechen. Die Kundgebung der Architekten- und Ingenieur-Vereine habe seiner Ueberzeugung in dieser Angelegenheit und wie er glaube den Wünschen der Bevölkerung des Rheinlands in so vortrefflicher Weise Ausdruck gegeben, dass er derselben nach ihrem ganzen Inhalte beitrete und eine Pflicht zu erfüllen glaube, wenn er die Stadtverordneten-Versammlung ersuche, die Frage nach der Erhaltung der Thorburgen und ganz besonders des Hahnenthores einer erneuten Prüfung unterziehen und das Fortbestehen sowie die nothwendige und stilgemässe Restauration derselben beschliessen zu wollen. So wenig er verkenne, dass den Tages-Bedürfnissen der Lebenden das erste Recht gebühre, so sicher glaube er aber auch, dass das Bewusstsein einer grossen Vergangenheit die Verpflichtung in sich schliesse, ihre auf uns gekommenen monumentalen Zeugnisse mit Pietät zu hüten und der Nachwelt unversehrt zu bewahren. In der Antwort wurde auf die Unmöglichkeit hingewiesen, das Hahnenthor neben den durch den Vertrag gesicherten Thorburgen zu erhalten und dem Vereins-Vorstande anheimgegeben, sich bei dem Ministerium für einen Tausch desselben gegen das Gereonsthor oder den Eigelstein zu verwenden. Der Vereins-Vorstand war indessen nicht geneigt, für diese Lösung der Angelegenheit mitzuwirken. Unterdessen hatte auch der Verein von Alterthumsfreunden in Köln eine Eingabe nach Berlin gerichtet und um Erhaltung der Hahnenthorburg gebeten. Auch die Commission für die rheinischen Provinzial-Museen unterliess es nicht, sich für die Erhaltung der Hahnenthorburg neben den andern bei dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten zu verwenden. Dieser suchte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Stadtverordneten-Collegium zu einem dahin zielenden Beschlusse zu bringen und sandte den Herrn Regierungsrath von Dehn-Rothfelser nach Cöln zu einer neuen Berichterstattung über den Zustand der Hahnenburg, welcher günstig für dieselbe ausfiel. Selbst die Königl. Akademie für Bauwesen in Berlin bat den Minister der öffentlichen Arbeiten um Erhaltung dieser Thorburg. Am 30. November war die Frist abgelaufen und das Thor musste fallen, wenn nicht anders vom Stadtrath beschlossen wurde. Am 25. November richtete, um auch in letzter Stunde nichts unversucht gelassen zu haben, der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden ein Gesuch an Seine Durchlaucht den Fürsten Reichskanzler, seinen mächtigen Einfluss für die Erhaltung des Hahnenburgthores oder doch für ein Hinausschieben des Abbruchs desselben geltend machen zu wollen. In der

Stadtverordneten-Versammlung am 7. Dezember wurde jedoch der Abbruch des Hahnenthores beschlossen und nur den unausgesetzt fort-dauernden Bemühungen Sr. Exc. des Ministers von Gossler ist es zu danken, dass später dennoch die Erhaltung des Hahnenthors und zugleich die Niederlegung des Gereonsthors beschlossen wurde. Am 16. Februar theilte der Oberbürgermeister den Stadtverordneten mit, dass der Vertrag zwischen Stadt und Kriegs-Ministerium wegen Tausches des Hahnenthores gegen das Gereonsthor vollzogen sei. Beim Winkelmannsfeste am 9. Dezember waren die durch den Verein der Architekten hergestellten Aufnahmen der Kölner Thorburgen auf Wunsch des Vereins-Vorstandes durch Herrn Baumeister Witehase ausgestellt worden.

Sch.

15. Linz. Römer-Canal. Dasjenige was Eick, die römische Wasserleitung aus der Eifel nach Köln, S. 70, § 9 letztes Alinea andeutet, kann ich durch folgende Angaben etwas näher bestimmen, die mir auf meiner Ferienreise durch die nördliche Eifel im verflossenen Herbste gemacht wurden:

„Zwischen Gilsdorf und Pesch, auf der Ostseite des Eschweiler- und der Südseite des Hornbachs, District „am Heidenpützchen“, sind vor 6 bis 7 Jahren unterirdische Gewölbe, Sandsteinplatten mit eingehauenen Figuren von Götzen (?) und ein theilweise verschütteter Brunnen entdeckt worden. Die Sandsteinplatten, von Herrn Lehrer Parsch zu Noethen gesehen, haben später als Baumaterial Verwendung gefunden. Das Ganze lag auf der Spitze des Berges „Heidenpützchen“. An der Westseite desselben kommt ein aus Ziegelsteinen gebauter Kanal zum Vorschein. Der Brunnen und die Ruinen waren längst bekannt. Alte Leute sagen, in der Christnacht um 12 Uhr läute in der Tiefe des Brunnens ein Glöcklein.“

Desgl. zu Eick, a. a. O. S. 67 und 70: „Mauerwerk findet sich in der Gemeinde Harzheim „auf der Kuhweide“ und „auf Wimmels“. An letzterer Stelle stand wahrscheinlich eine „Hütte“ (Eisenschmelze). Rothe Ziegel besonders „auf der Kuhweide“.

Dr. Pohl.

16. Mainz. Römische Funde. 1) Eine ausserordentlich reiche Ausbeute an Inschriften und Sculpturfunden ergeben gegenwärtig die städtischen Kanalarbeiten in der Rosengasse und zwar in dem Theile der Strasse, der zwischen der Klarastrasse und Sackgasse liegt. Durch die Umsicht und das lebhafteste Interesse der Herren vom städtischen Bauamte werden diese Funde mit Sorgfalt gehoben und in das Museum verbracht. So sind in den letzten Tagen vier grosse Sculpturwerke dem Museum einverleibt worden. Der erste eingelieferte Stein ist der Grabeippus eines römischen Fahnenträgers der vierzehnten Legion, aus Kalkstein gehauen.

In einer 1 m 16 cm hohen, 66 cm breiten, oben rund abgeschlossenen Nische steht die Figur des Fahnenträgers, die merkwürdiger Weise ganz genau mit dem im Museum befindlichen Bilde des Luccius Faustus (siehe Becker: Die Inschriften und Steinsculpturen des Museums der Stadt Mainz, Nr. 176, und Lindenschmit: Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I, IV, 6) übereinstimmt. Jedenfalls hat der Steinmetz, der das Bild des Fahnenträgers Luccius gehauen, auch das Bild unseres Signifer gearbeitet, nur dass jener bartlos, dieser bärtig ist und die Signumstange dieses unten ein Quereisen trägt, welches das zu tiefe Einstossen der Fahne und die Beschädigung der unten als Schmuck angebrachten Quasten verhüten sollte. Unter dem Bilde ist das 60 cm hohe und 66 cm breite Inschriftfeld, dessen Inschrift nur zum Theile lesbar ist. Wir werden auf diese demnächst des näheren zu sprechen kommen. Ein in dem rechten oberen Theile des Inschriftfeldes eingehauenes Zapfenloch, sowie die Abschleifung des Steines im Kreise um dieses Loch herum lassen darauf schliessen, dass der Stein früher in ein Bauwerk eingefügt war, und zwar so, dass der Skulpturtheil eingemauert, das Inschriftfeld aber als Laufstein des Angelbalkens eines Thores verwandt wurde. Später ward der Stein bei irgend einer Gelegenheit herumgestürzt, so dass er, mit der skulptirten Seite nach unten liegend, aufgefunden wurde. Aus den Resten der Inschrift ersehen wir, dass wir in der abgebildeten Figur einen Fahnenträger der 14. Legion zu erkennen haben, der 40 Jahre alt wurde und 19 Jahre im Dienste gestanden hatte.

Das zweite Monument ist ein 1 m 22 cm hoher und 89 cm breiter Grabstein eines römischen Legionars der 14. Legion. Er trägt keine figürliche Darstellung, dafür aber die in sehr grossen prächtigen Buchstaben vortrefflich gehauene Inschrift:

M . SERVILIUS . M F
 FAB . SENECA . DO
 MO . BRIXIA . ANN
 XXXX . MIL . LEG
 XIII . GEM . O . Q . HELVI
 BVCCONIS . STIP . XIX
 H . S . E .

Marcus Servilius, Marci filius, Fabia(tribu), Seneca, domo Brixia, annorum quadraginta, miles legionis decimae quartae, geminae, centuriae Quintii Helvii Bucconis, stipendiorum undeviginti hic situs est. (Zu deutsch: Marcus Servilius Seneca, des Marcus Sohn, aus der fabischen Bürgerclasse, aus Brescia, 40 Jahre alt, Soldat der 14. Legion, der doppelten, vom Zuge des Quintus Helvius Bucco, 19 Jahre im Dienst, liegt hier begraben.) Die Tribus Fabia hatte sich seither auf Mainzer Inschriften noch nicht ge-

funden, wohl aber in Wiesbaden (Corp. Inscr. Rhenan. n. 1428) auf einer ebenfalls einem aus Brixia stammenden Soldaten geweihten Inschrift.

Ferner ward der Grabstein eines römischen Reiters gefunden, der mit eingelegter Lanze dahersprengt. Unter den Vorderfüßen des Rosses liegt das abgeschnittene Haupt eines Feindes, der durch das lange, in einen Knoten verschlungene Haar als Germane gekennzeichnet wird. Die Darstellung ist höchst unbeholfen und zeigt, dass der Bearbeiter von den Verhältnissen des Menschen- und Thierleibes nichts verstand. Aber das Bild ist werthvoll durch die Treue in der Behandlung der Einzelheiten, zumal des Sattels und der Sandalenbekleidung der Füße. Von der Inschrift ist nur die obere Zeile erhalten: CANTABER . VIROTI . F, darunter einige Buchstaben.

Am 26. Juli wurde bei den Kanalbauten in der Rosengasse ein Sculpturwerk gefunden und in das Museum verbracht, das den merkwürdigsten Funden unserer so bedeutsamen und reichen Sammlung beizuzählen ist. Es ist der Grabstein eines Hirten oder Viehzüchters, der eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Der bearbeitete Theil des Bildwerkes ist 1 m 70 cm hoch, 72 cm breit, unterhalb ist noch ein dreieckiges Stück, das in die Erde gesenkt wurde. In dem dreieckigen Giebel ist eine Urne abgebildet, an deren Henkeln zwei Rosetten hängen und aus deren Halse ein Blattwerk hervorwächst. Ausserhalb in den Giebelecken sind die bekannten schneckenförmigen Stirnziegel und nach der First zu Blumengewinde angebracht. Unterhalb des Inschriftfeldes ist der Hirte mit der Peitsche in der Hand und dem Hunde zu Füßen dargestellt, er treibt die Heerde, vier Schafe mit einem Widder. Statt perspectivischer Anordnung sind je zwei Thiere über einander gebildet. Die Landschaft ist durch zwei Bäume belebt. Die Inschrift lautet:

Iucundus
M . Terenti L .
Pecuaris

(d. h.: Iucundus, Marci Terenti Libertus, Pecuaris; zu deutsch: Jucundus, der Freigelassene des Marcus Terentius, ein Hirte.) Dann folgt eine längere metrische Inschrift, die sich, mit Ausnahme eines Verses, in folgenden Distichen zusammenstellen lässt:

Praeteriens, quicumque legis, consiste, viator,
Et vide, quam indigne raptus inane querar.
Vivere non potui plures triginta per annos.
Nam erupuit servos mihi vitam et (erupuit = eripuit; servos = servus;
der Vers ist falsch gebildet und unvollständig.)
Ipse praecipitem sesse dejecit in amnem.
Apstulit huic Moenus, quod domino eripuit.

Deutsch: Vorübergehender Wanderer, wer auch nur immer Du es liesest,

Bleib' stehen und sieh', wie unwürdig dahingerafft ich eitle Klagen erhebe. Leben konnte ich nicht länger als dreissig Jahre. Denn ein Knecht entriss mir das Leben und stürzte sich selbst jählings in den Strom. Der Main raffte ihm dahin, was er seinem Herrn geraubt.

Den Schluss bildet die Formel:

Patronus de suo posuit

(Sein Schutzherr liess ihm von seinem Gelde [den Grabstein] setzen.)

Bei der vorwiegenden Anzahl von Grabsteinen von Soldaten ist dieser Grabstein eines Mannes bürgerlichen Gewerbes höchst merkwürdig und tritt dem im Museum befindlichen Grabmale des Schiffers Blussus ebenbürtig zur Seite.

Zugleich mit dem eben beschriebenen Grabsteine ward ein Pilasterkapital römisch-korinthischer Ordnung gefunden.

Dr. Jacob Keller.

17. Mainz. Römische Funde. 2) Wiederum haben die Taucher- und Hebearbeiten an den Pfeilern der alten Rheinbrücke eine Reihe von römischen Skulptur- und Inschriftstücken zu Tage gefördert, die die bereits so reiche Sammlung des Vereins „zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer“ auf das Erfreulichste vermehren. Ausser einem Bruchstücke eines Handmühlsteines, einer Ziegelplatte mit dem rechteckigen Stempel der leg. XIII Gem. und dem Inschriftfragmente eines Votivaltars, wurde ein grosser Votivstein aus rothem Sandstein gefunden, wie er in der bayrischen Pfalz gebrochen wird, von ca. 89 cm Breite, 62 cm Höhe, 54 cm Dicke. Die Vorderseite trägt die Inschrift in viereckigem Rahmen; auf den Nebenseiten ist gleichfalls ein rechteckiges Feld durch Leisten umrahmt. Demnach stand der Stein wahrscheinlich in der Höhe von drei Seiten frei und diente einem andern Skulpturstücke als Lager. Die Inschrift, in schönen quadratischen Buchstaben der besten Zeit gehauen, aber vom Wasser stark verwaschen, lautet:

GENIVM · L E G I O
NI · XXII · PR · P · F · HO
NORI · AQVILAE · I P (?)
· · AVRELIVS

Das Weitere ist abgebrochen.

Das zweite Stück ist eine Reliefplatte aus weissem Sandsteine, der bei Flonheim in Rheinhessen bricht, ca. 90 cm hoch, 66 cm breit, 20 cm dick. In dem viereckigen, vertieften Felde steht die Relieffigur eines Jünglings mit wallendem Lockenhaare; das Gewand fällt von den Schultern den Rücken hinab; mit der Linken hält der Jüngling ein Ross am Zügel; die hochgehobene Rechte fasst den auf die Erde gestützten Speer. Ohne Zweifel stellt die Figur eine Gottheit dar, vielleicht einen der Dioskuren. In der Rückseite der Platte steckt noch ein Stück des Klammereisens, durch das

sie einem Gebäude eingefügt war. Das Relief macht in der ziemlich quadratischen Gestalt des Skulpturfeldes fast den Eindruck einer Metopenplatte.

18. Mainz. Neue Funde. Am 13. April d. J. wurde bei Gelegenheit der Ausführung städtischer Canalbauten auf dem Schlossplatze, an der von der Peterskirche nach der Neustadt führenden Strasse, zwischen der Grossen und Mittleren Bleiche ein römischer Inschriftstein mit einer leider verstümmelten Figur gefunden und mit der gewohnten dankenswerthen Umsicht von Seiten der Bauleitung sofort dem Alterthumsvereine zugestellt. Es ist der aus einem weissen, mit vielen ziemlich grossen Quarzstücken durchsetzten Sandsteine gehauene Grabstein eines römischen Unteroffiziers. Im oberen Felde war die Figur des Soldaten dargestellt. Leider aber ward in späterer Zeit der Stein als Bau- oder Mauerstein verwandt und diesem Bedürfnisse entsprechend verstümmelt. So ist er in der Mitte entzweigeht. Die obere Hälfte ist nicht gefunden worden. Von der Figur des Legionärs sind nur die Füsse und der untere Theil des mit der linken Hand gehaltenen und auf den linken Fuss aufgestützten grossen Rundschildes erhalten. Die Oberfläche des Schildes ist beim Behauen zur neuen Verwendung als Baustein abgesplittert. Ganz auffallend ist die Aehnlichkeit dieses Figurwerks mit dem Reliefbilde eines Legionssoldaten, das, in Strassburg in der Nähe des ehemaligen hessen-darmstädtischen Palais, im damals Kellermann'schen Hause, 1737 gefunden, 1870 beim Brande der Festung zu Grunde ging, von dem aber glücklicher Weise im römisch-germanischen Centralmuseum zu Mainz und vielleicht auch in Bonn, Paris und sonstwo ein Gypsabguss erhalten ist. Wir haben in beiden Sculpturwerken die gleiche wenig sorgfältige, sogar rohe Arbeit der römischen Spätzeit, z. B. ist die Sandalenbekleidung der Füsse nicht ausgedrückt. Beide Krieger zeigen die gleiche Stellung, die gleiche Haltung des Rundschildes, nur dass bei dem Strassburger Legionär der Schild am Rande eine Schildstütze hat. Auf beiden Darstellungen ragt zur Linken der Figur in der unteren Ecke ein viereckiger Ansatz unter dem Schilde hervor, der sich auf dem Strassburger Steine unzweifelhaft als das Ortband der Schwertscheide kundgibt. Nicht anders wird der Ansatz auch auf unserem Relief zu deuten sein. Auf dem unteren Rande des Skulpturfeldes stehen in Raume ausserhalb der Füsse des Mannes die Buchstaben:

M

EM

Darunter folgt das Inschriftfeld, 58 cm breit, 38 cm hoch. Es ist von einfachen Randleisten umrahmt; die Seiten sind roh behauen; ob von Anfang an oder bei der späteren Bearbeitung, ist nicht klar. Unmittelbar unter der unteren Leiste ist der Stein abgehauen und nach

hinten abgeschrägt. Die linke untere Ecke ist weggebrochen. Das ganze erhaltene Denkmal ist 72 cm hoch, 70 cm breit und 14 cm dick.

Die für die Kenntniss der römischen Armeeeintheilung, sowie palaeographisch im Schriftcharakter und in der Latinität sehr merkwürdige Inschrift — die Interpunktion fehlt gänzlich — lautet folgendermassen:

M EM
 ORIAFLPVSINNIONISOPTI
 LEGIIPANNONICEQVIVIXT
 ANNOSXXXXSTVPENDI
 AXVIIIIVTINVSERESP
 ROPIETATEPOSVIT
 MIINAM

d. h. Memoria Fl(avi) Pusinnionis, opti(onis) leg(ionis) secundae Pannonic(a)e, qui vix(i)t annos quadraginta, stupendia duodeviginti Jutinius (h)eres pro pietate posuit.

Wie die Buchstaben der letzten Zeile zu lesen seien, kann für den Augenblick noch nicht gesagt werden; jedenfalls enthalten sie eine compendiäre Formel, einen frommen Spruch, wie sich deren auf römischen Grabsteinen viele finden, ohne dass sie alle gelöst wären.

Von dieser letzten Zeile abgesehen, lautet der Text der Inschrift auf deutsch wie folgt:

Grabmal des Flavius Pusinnio, Unteroffiziers der zweiten Legion, der pannonischen, der vierzig Jahre gelebt, achtzehn Jahre im Dienste gestanden hat; sein Erbe Jutinius hat aus Liebe (diesen Grabstein) setzen lassen.

Auf das wissenschaftliche Interesse, das sich an die Erwähnung der legio II Pannonica knüpft, näher einzugehen, gestattet der Raum dieses Berichtes nicht, ebenso wenig wie es möglich ist, die paläographischen und orthographischen Einzelheiten dieser Inschrift hier zu erörtern.

2. Ein zweiter römischer Sculptur- und Inschriftstein ward an der gleichen Stelle gefunden, wo der eben besprochene zum Vorschein kam, und zwar am 19. April v. J. Er ist gleichfalls aus weissem Sandsteine gearbeitet, leider aber nur arg verstümmelt erhalten. Das Ganze war ein Grabstein für wahrscheinlich fünf Personen, einen Soldaten der legio I Adjutrix und seine Angehörigen. Nur die eine Hälfte des Steines ist erhalten. Er schliesst oben mit einem vertieften Giebel ab, in dem die Büsten der Glieder der Familie ausgehauen sind. In der Mitte (unter der Giebelfirst) sitzt ein Adler, wahrscheinlich auf dem Haupte einer Person; wenigstens weisen Stücke, die der Wange und Schulter ähnlich sehen, auf einen Kopf hin. Zur Seite dieser Mittelfigur ist ein weiblicher Kopf, erkennbar an der run-

den Gestalt des Gesichtes, am Haarputze und am Schleier; in der Giebelecke ist die Büste eines Mannes dargestellt. Entsprechend der Anordnung der Figuren auf dem vorhandenen Stücke waren wohl auf dem abgebrochenen Theile gleichfalls zwei Köpfe herausgearbeitet. Da die ganze eine Seite fehlt und die erhaltene Hälfte selbst arg beschädigt ist, kann die Inschrift nicht in allen Zeilen sicher gelesen werden. Soviel ist klar, dass der Stein den Dis Manibus (den Schatten-gottheiten) eines Soldaten der legio I Adjutrix und seiner Angehörigen von dem Erben geweiht worden ist. Wir behalten uns eine eingehende Besprechung der Inschrift für das nächste Heft vor. Ob man aus der Auffindung dieser beiden Grabsteine in gleicher Linie nahe bei einander auf eine römische Strasse an jener Stelle schliessen darf, ist schwer zu sagen; sie können auch dahin verbracht worden sein.

Die neuen Funde, zumal der zuerst besprochene, haben für die älteste Geschichte der Rheinlande hohes Interesse und tragen ihr Scherflein dazu bei, dass Theodor Mommsen's Wunsch, den er im Corpus Inscriptionum in Bezug auf die legio II Adjutrix äussert, die vielleicht mit unserer legio II Pannonica in Beziehung steht, nämlich es möge durch genaue Erforschung bisher noch nicht veröffentlichter Inschriften weitere Aufklärung kommen, nach und nach immer mehr in Erfüllung gehe.

Dr. Jacob Keller.

18a. Römische Inschrift im Odenwald. Im März 1881 wurde beim Wegebau im Distrikt „Gebrannter Wald“ bei dem gräfl. Erbach'schen Försterhause „Acht Buchen“, Revier Rehberg, eine vortrefflich erhaltene Ara aus gelblichem Sandstein gefunden, die wie gewöhnlich mit Sockel, Gesims und Wulsten ausgestattet ist. Die Höhe beträgt 0,64 m, die Breite in der Mitte 0,325 m. Sie enthält folgende Inschrift:

DIANE
VOTVM
VITALIS
PRO SE
ET SVVOS
VSKKM

d. h. Dian(a)e votum Vitalis pro se et suos (statt suis) v(otum) s(olvit) l(aetus) l(ubens) m(erito).

Die Buchstaben der drei ersten Zeilen sind etwas höher (D Z. 1 : 0,077) als die übrigen (L Z. 6 : 0,05). Interessant ist, dass sich auf dem kleinen Raum von bloss 6 Zeilen drei Vulgarismen finden, nämlich ausser der auch sonst häufigen Vertauschung des ae mit e in Diane, die Konstruktion von pro mit dem Accusativ und suos statt suis. Bemerkenswerth ist auch noch, dass votum zweimal gesetzt ist. Die Inschrift ge-

hört wahrscheinlich dem 3. Jahrhundert an, worauf z. B. die der Cursivschrift entlehnten K hinweisen.

19. Malmedy. Der „Burggraben“ bei Amel. Ungefähr 400 Schritt westlich von der Brücke¹⁾, vermittelt welcher die St. Vith-Ameler Chaussee das Flüsschen Amel bei dem Bürgermeistereorte gleichen Namens überschreitet, erhebt sich mitten in dem gerade dort sehr breiten und nach Norden und Süden nur in gemächlich ansteigenden Höhenzügen sich verlierenden Thale, unmittelbar gegenüber dem Einflusse des Meyeroder Baches in die Amel, nicht mehr wie etwa 100 Schritt von letzterer entfernt, eine vollkommen quadratische Form zeigende alte Befestigung, die den Namen „Burggraben“²⁾ führt. Die ziemlich genau nach den vier Himmelsgegenden zu liegenden Seiten haben eine Länge von 46 Schritt und stellen 4 Wälle dar, die mit einer Höhe von 2 und einer Breite von etwa 6 Meter eine sumpfige Fläche von mehr als 1200 Quadratmeter einschliessen. Die 4 Ecken bilden übrigens selbst noch in den inneren Raum mit ihrem Fusse hineinragende Hügel, indem sie ungefähr $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meter über den eigentlichen Umfassungswällen erhaben sind. Das Terrain um die ganze Verschanzung herum ist allenthalben sumpfig, besonders aber unmittelbar vor den Wällen, wo es auch etwas vertieft erscheint, so dass man wohl wird annehmen dürfen, ursprünglich seien ringsum Gräber gewesen, aus denen das Material zu den Wällen hergenommen worden; dass jetzt diese Gräben kaum mehr sichtbar sind, ist nicht zu verwundern, da durch Vertorfung und die regelmässig jedes Jahr im Herbst wiederkehrenden Ueberschwemmungen des Thales die Ausfüllung zwar langsam, aber sicher geschehen musste.

Ein Eingang zu unserer Verschanzung scheint in der westlichen Seite vorhanden gewesen zu sein; allerdings ist eine Lücke in der Umwallung nirgendwo sichtbar, jedoch erkennt man von dieser Seite aus nach Nordwesten hin die Spuren einer alten Strasse, die sich jedoch bald in den Wiesen verlieren; vor 30 bis 40 Jahren soll man dieselbe noch auf eine längere Strecke gut haben verfolgen können. Es wäre möglich, dass hier eine Verbindung mit der römischen Niederlassung am „Kautenbusch“ bei Montenuau vorläge, wie ich denn den „Burggraben“ überhaupt eher für römisch als fränkisch oder gar spätmittelalterlich halten möchte; doch davon weiter unten.

Im LXIX. Jahrbuch S. 118 ff. habe ich über die Hügel im Amelthale gesprochen: solcher Hügel finden sich nun auch einige

1) Dieselbe führt auch den Namen „Engelsbrücke“: vgl. Dr. Hecking, Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft St. Vith S. 183 f.

2) Der ganze Flurdistrikt heisst „Krahevenn“ oder „Krähevenn.“

in unmittelbarer Nähe unserer Verschanzung und zwar zu beiden Seiten des vorhin angedeuteten Strassenrestes. Während diese Hügel sofort beim ersten Spatenstich den bekannten Inhalt — Sand, Schiefer und Gerölle — zeigen, verhält es sich dagegen mit dem Inhalte der Wälle des „Burggrabens“ ganz anders. Bei einer vor Kurzem durch den Bürgermeister von Amel, Herrn Schulzen, mit freundlicher Erlaubniss des Besitzers, Herrn Genten zu St. Vith, veranstalteten Durchgrabung der westlichen Seite sowie der nordwestlichen Ecke trat sofort unter der mit Gras bewachsenen Humusdecke eine mehrere Fuss dicke hellgraue Thonschicht zu Tage; diese lag auf einer etwa einen Fuss dicken Torfschicht, und unter der letzteren stiess man wiederum auf den dort allenthalben den Untergrund bildenden Thon oder Klei. Das Merkwürdigste bei der vorgenommenen Nachgrabung ist aber, dass man auch nicht einen einzigen Stein, geschweige denn Fundamentmauern oder Baureste fand, obschon in ganz systematischer Weise durch- und bis zu einer Tiefe von beinahe 8 Fuss eingegraben wurde.

Wenn wir hiernach den „Burggraben“ lediglich als ein in rein militärischem Interesse errichtetes Erdwerk zu betrachten haben, so fällt damit von selbst die bisheran allgemein herrschende Ansicht, als wenn hier die Ueberreste der villa regia Amblava, des fränkischen Königshofes an der Amel, zu suchen seien ¹⁾, in Nichts zusammen.

Es drängt sich nun aber die Frage auf, welchem Volke bzw. welcher Zeit denn die Herstellung des „Burggrabens“ zuzuschreiben ist. Oben habe ich schon angedeutet, dass vielleicht die Römer, die zu ihrer Zeit am „Kautenbusch“ bei Montenau eine grosse Niederlassung besaßen, die Pioniere der Ameler Verschanzung gewesen sein könnten; bestärkt wird diese Vermuthung einmal dadurch, dass 2 bis höchstens 3 Kilometer östlich die Rheims-Kölner Heerstrasse ²⁾ vorbei-

1) Vgl. Dr. Hecking, Gesch. u. s. w. S. 182 Anm. 1, dem ich in meinem Aufsätze über die Ausgrabung von römischen Bauresten bei Montenau in Nr. 9 des Kreisblattes für den Kreis Malmedy vom 29. Januar 1881 gefolgt war. Wenn in den Metzger Annalen die Rede ist von der planities in qua Amblava villa sita est, so ist darunter jedenfalls die etwa 70 bis 80 Fuss über dem Amelthale gelegene Fläche zu verstehen, auf der das Dorf Amel mitsammt dem Königshofe erbaut war. Das Amelthal selbst war dazumal wohl noch sumpfiger als es heute ist und eignete sich schon deshalb nicht zur Anlage einer menschlichen Wohnung oder gar eines Königshofes.

2) Die in streng nordöstlicher Richtung streichende Römerstrasse von Rheims nach Köln trat beim sog. Steinemann, ungefähr eine halbe Meile südwestlich vom Dorfe Espeler, in den Kreis Malmedy, berührte Thommen und St. Vith, ging von hier, Medell und Meyerode östlich liegen lassend, über die Morschheck nach Büllingen und wandte sich von letzterem Orte auf Rocherath und sodann auf Dreiborn und Morsbach im Kreise Schleiden.

zog, dann aber noch mehr durch den Umstand, dass ganz ähnliche Erdwerke, wie sie besonders auf der rechten Rheinseite ziemlich zahlreich vorkommen, von den besten Kennern der rheinischen Alterthümer für römische Marsch- oder Etappenlager gehalten werden: vgl. Schneider in der Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands III S. 490 ff. und IV S. 203 ff.

Den vorliegenden Bericht möchte ich nicht schliessen ohne noch einen Versuch über den Ursprung und die Bedeutung des Flussnamens Amel — alt Amblava — zu wagen. Da nahezu alle Namen der wichtigeren Wasserläufe auf der linken Rheinseite von den keltischen Galliern herkommen, so muss wohl auch für den Flussnamen Amblava keltischer Ursprung angenommen werden, und zwar um so eher, als sich noch mehrere andere Flussnamen auf *ava* in gallokeltischen Ländern nachweisen lassen, z. B. Arnava, Ausava, Massava, Occava, Ornavä, Rotava, Urava, Vasava. Dieses *ava* nun ist ein selbständiges Wort und bedeutet Bach, Fluss, überhaupt Wasser; es ist nämlich identisch mit lat. *aqua* und germ. *ahva*, welche Formen auf einem europ. *akvā* beruhen; dieses *akvā* wurde aber im Gallischen zu *apva*, und hieraus entstand durch Elision des in den keltischen Sprachen nicht beliebten *p*: *ava*.

Der erste Theil des Kompositums Amblava — Stamm Ambli, Nomin. Amblis — ist auf ein älteres Ambris ¹⁾ zurückzuführen, da der Laut *l* stets aus einem ursprünglichen *r* hervorgegangen ist; da nun die in Ambl — steckende Wurzel *amb* so viel wie „schwollen“ bedeutet, so darf der gallo-keltische Flussname Amblava im Deutschen mit „Schwalbach“ wiedergegeben werden.

Schon in früher Zeit wurde die alte Form Amblava in Ambla (worauf die heutige Form Amel ²⁾ beruht) verkürzt, und hiervon ist durch Anfügung der gallischen Nachsilbe *isa* ³⁾ gebildet worden Amblisa, jetzt Emmels, linkes Nebenflüßchen der Amel, das bei Montenu einfließt. Amblisa aber bedeutet, da *isa* eine sog. Verkleinerungsendung ist, Ambla minor oder altera.

Dr. Esser.

20. Malmedy. Zwei alte Befestigungen. Ungefähr eine halbe Stunde westlich von Ovipat, eine Viertelstunde südlich von Longfaye und zugleich ebenso weit östlich von Xhoffraix fließen zwei kleine Bäche, der dicht bei Longfaye entspringende Ru de Rewanais und der vom Venn zwischen Xhoffraix und Longfaye herkommende Ru du mou-

1) Vgl. den kambr. Flussnamen Ambyr, alt Ambris.

2) Die französ. Benennung Amblève beruht auf der ursprünglichen Form Amblava.

3) Ueber das Flussnamen bildende Suffix *isa* vgl. Förstemann, die deutschen Ortsnamen S. 241 f.

lin 1) zusammen, um sich bald nachher mit dem Bayhonbache zu vereinigen und mit diesem rechts in die Warche zu treten. In den Winkel nun, den die beiden zuerst genannten Bäche bei ihrem Zusammenfluss bilden, schiebt sich eine langgestreckte Bergkuppe hinein, deren beide durch die Bäche bedingten Abhänge in einer Höhe von etwa 100 M. ziemlich steil in jene hinabreichen. Der nicht mehr wie durchschnittlich 35 bis 40 M. breite Höhenrücken hat seine bedeutendste Höhe unmittelbar vor dem Scheitelpunkte des Flusswinkels und dacht von hier aus auf einer Strecke von ca. 200 M. ab, um jedoch bald wieder sich zu erheben. Auf diese Weise entsteht eine Einsattelung des Bergrückens, die dazu benutzt ist, um einen auf der Rappard'schen Kreiskarte eingezeichneten Fusspfad zwischen Xhoffraix und Longfaye über den Berg zu führen. Geht man nun von der höchsten Stelle dieses Fusspfades aus nach der Spitze des Berges bzw. nach dem Scheitelpunkte des Flusswinkels zu, so trifft man nach ungefähr 50 Schritten, und zwar an einer Stelle, wo der langgezogene Bergrücken ziemlich stark eingeschnürt ist, so dass von einem Abhang bis zum andern eine Entfernung von nur 18 M. vorhanden ist, auf zwei parallele Gräben mit dahinter — also nach der Spitze zu — liegenden Wällen; Gräben und Wälle erstrecken sich von einem Abhang zum andern und zwar ist jetzt noch der erste Graben 2 M. tief, der dahinter liegende Wall 2,50 M. hoch, der zweite Graben 2,75 M. tief und der zweite Wall 3,25 M. hoch. Dass wir es hier mit einer natürlichen, aber von Menschenhand vollendeten Befestigung zu thun haben, braucht wohl kaum angedeutet zu werden; es kann deshalb nicht Wunder nehmen, wenn die Bewohner der nahe gelegenen Ortschaften erzählen, es habe auf der Bergkuppe in alten Zeiten ein Schloss „tschestai (d. i. frz. château) de Magis“²⁾ gestanden, das jedoch vollständig in den Erdboden versunken sei — es findet sich nämlich auf dem ganzen Terrain keine Spur von Mauerresten oder auch nur von Steinen, die von Mauern herrühren könnten.

In Uebereinstimmung mit dieser Sage steht eine Notiz in einem alten Malmedy und Bellevaux betreffenden Manuskript³⁾, die ich hier

1) Treibt die Mühle von Xhoffraix.

2) Nur eine alte Frau in Choffraix weiss sich heutzutage dieses Namens noch zu erinnern. Im „tschestai de Magis“ sollen, wie man in der Nachbarschaft erzählt, z. Z. sog. „rotges mônnes“ (d. i. frz. moines rouges — Tempelherren) gehaust haben — eine Sage, die sehr häufig an Römerspuren sich angeknüpft hat; auch die weitverbreitete Erzählung von den „Heinzelmännchen“ (wall. sotais) erscheint hier lokalisiert.

3) Abgedruckt in dem hier erscheinenden Blatte La Semaine, Jahrg. 1881, No. 3 Supplément und No. 5 Supplément.

wörtlich folgen lasse: „Le chateau de Pousseur, que les François nomment des quatre Fils - Aimond, a été ensuite démoli, le chateau Magis leur Cousin ¹⁾ situé entre les Villages de Xhoffray, Longfaye et Ovizaf, celui de Weismes sur la Hauteur près de Walk allant vers Robiville, le chateau d'Arimont au-dessus du Village de ce Nom opposé à ceux de Chaude, Gdumont et Boussiere, celui de la Falize proche d'Ottomont au détroit ou defaillant de la Belle-Vallée dessous Malmendy, comme et celui de Warche un peu plus bas sur un Rocher desseur le Village et la Riviere de ce Nom tirant vers Stavelot, se trouvent aussi demolis.“ Da geschichtliche Nachrichten über das „Schloss Magis“ nicht existiren und ich mir auch nicht getraue, über den Ursprung der beschriebenen Gräben und Wälle oder über die Zeit, wann diese Befestigung etwa entstanden sein könnte, Vermuthungen aufzustellen, so bleibt mir nur noch übrig zu bemerken, dass die Bergkuppe, auf welcher das Schloss Magis gestanden haben soll, jetzt „Thier ²⁾ de Tschession“ heisst: auf diesen Namen — Tschession — werde ich zu Schluss dieses Aufsatzes noch zurückkommen.

Die andere Befestigung bei Malmedy ist „le chateau de Weismes sur la Hauteur près de Walk allant vers Robiville“, wie sie in dem vorhin angezogenen alten Manuskripte ihrer Lage nach gekennzeichnet ist. Auch diese schiebt sich in einen von zwei zusammenfliessenden Gewässern gebildeten Winkel hinein. Zwischen Walk und Bruyères, im Flurdistrikte „Mortfat“, entspringt nämlich der Poncinbach und fliesst in nördöstlicher Richtung, bis er sich ziemlich in der Mitte zwischen Walk und „Noupont“ ³⁾ mit der Warche vereinigt. Der Winkel nun, welcher hier von der linken Warche und dem rechten Ufer des Poncinbaches gebildet wird, enthält die deutlichsten Spuren einer früheren starken Befestigung. Während nämlich die hohen und steilen Felsufer der beiden Gewässer die Schenkelseiten der in einen spitzen Winkel auslaufenden Bergkuppe sichern, ist die Winkelöffnung durch zwei breite und tiefe, parallel laufende Doppelgräben mit den dazu gehörigen Wällen befestigt. Der äussere Hauptgraben hat eine Länge von 86 M. und eine Tiefe, die jetzt noch 2—3 M. beträgt; der dahinter liegende Wall eine Breite von 14 M. und eine Höhe von 4 M.; zwischen dem äusseren Wall und dem inneren Hauptgraben ist ein freier Platz von ca. 22 M. Breite; dahinter folgt der innere 2½ M. tiefe und 45 M. lange Hauptgraben mit einem die höchste Erhebung im ganzen Dreieck

1) Der Vetter der vier Haimonskinder heisst übrigens in der Sage nicht Magis sondern Malagis.

2) thier ist wallonisch und bedeutet „Berg“.

3) So heisst eine steinerne Brücke, die den von Walk nach Robertville führenden Fahrweg über die Warche setzt.

darstellenden 34 M. langen und 24 M. breiten Walle, der jedoch möglicher Weise durch den Zusammensturz von Gebäulichkeiten und Mauern entstanden sein kann, zumal er aus wüst durcheinander liegenden grösseren und kleineren Bruchsteinen besteht und verschiedene Vertiefungen aufweist, als wenn hier etliche Gewölbeabtheilungen eingestürzt wären. Vor den beiden Hauptgräben sind übrigens noch zwei kleinere Gräben von je $\frac{1}{2}$ M. Tiefe deutlich zu erkennen, ohne dass jedoch zwischen Haupt- und Vorgraben Spuren von ehemaligen kleineren Nebenwällen sich erhalten hätten.

Hinter dem zweiten, breiten Walle (?) dehnt sich ein ziemlich grosser freier Platz in der Form eines abgestumpften Dreiecks aus, der eigenthümlicher Weise bei der abgerundeten Spitze von einem dritten, durchschnittlich $\frac{1}{2}$ M. tiefen Graben abgeschlossen wird. Auf diese Art bleibt die äusserste Spitze des Winkels, von wo aus man einen sehr hübschen Blick auf die in der Tiefe über und zwischen den Felsen dahinrauschenden Gewässer der Warche und des Poncinbaches hat, von der künstlichen Befestigung ausgeschlossen. Was nun die Grösse und Gliederung des an der Winkelöffnung durch die zwei geschilderten bogenförmigen Doppelgräben mit Wällen und an der abgerundeten Winkelspitze durch einen einfachen Graben vertheidigten Terrains anlangt, so misst die bogenförmige Grundlinie 34 M. und die Höhe 94 M.; der ganze demnach einen Flächeninhalt von rund 1600 Qu.-M. darstellende Raum war, wie aus den vorhandenen Fundamentresten deutlich zu erkennen ist, mit einer aus Bruchsteinen und Kalk aufgeführten Mauer umgeben. Parallel mit den beiden das bezeichnete Terrain einschliessenden Schenkeln ist ein Bewässerungsgraben (sog. „Deich“) angebracht, der sein Wasser aus dem Poncinbache beziehend in kurzem Bogen um den Graben an der Spitze sich herumzieht und dazu dient, die im Bergabhänge bis nach „Noupont“ hin zur Warche abdachenden Wiesen zu bewässern; ob dieser recht künstlich angelegte „Deich“ neueren Ursprunges oder etwa s. Z. mit der Befestigung selbst angelegt worden ist, um diese mit dem nöthigen Wasser zu versorgen, wage ich nicht zu entscheiden.

Der ganze ursprünglich von einer Mauer eingeschlossene Raum gliedert sich nun in 3 Theile: der erste, nächst der 34 M. langen Grundlinie, bildet ein trapezartiges Viereck mit einer Höhe von 24 M. und ist bis zu $3\frac{1}{2}$ M. hoch mit Erde und Steinhaufen bedeckt; der dritte Theil an der abgerundeten Spitze bildet eine Ellipse mit einer Breitenachse von 14 M. und besteht aus Steinhaufen; der mittlere Theil endlich stellt wieder ein trapezartiges Viereck dar mit einer mittleren Breite von 26 M. und einer Höhe von 56 M. und kann als ebener, freier Platz bezeichnet werden. Zu bemerken bleibt noch, dass

sich zwischen den den östlichen Schenkel bildenden Mauerresten und dem Bewässerungsdeiche deutliche Spuren eines alten Grabens zeigen.

Eigenthümlicher, aber jedenfalls nicht zufälliger Weise stimmt der Name dieser zweiten Befestigung zwischen Walk und Robertville mit dem der zuerst beschriebenen bei Xhoffraix überein; der ganze Flurdistrikt, der jetzt zum Theil mit einem Lohschlage bewachsen ist, heisst nämlich „Tschession“. Hoffentlich wird man es mir nicht verargen, wenn ich eine Herleitung bezw. Deutung dieses Namens auf sprachwissenschaftlicher Grundlage im Nachstehenden versuche.

Ausser bei Xhoffraix und Walk findet sich der Name „chession“ (wall. gespr. „Tschession“) ein drittes Mal im Belgischen: auf der Reymann'schen Spezialkarte Nr. 159 ist nämlich ein kleines hoch auf einer Bergkuppe gelegenes Oertchen in der Nähe der linken Amblève, südöstlich von Lorcé und nordwestlich von Rahier ebenfalls mit dem Namen Chession eingezeichnet. Der Umstand nun, dass alle drei Chession's Bergköpfe darstellen, veranlasst mich, in diesem der lebendigen wallonischen Sprache nicht mehr angehörigen romanischen Worte die Bedeutung von „Kuppe“ d. i. „Bergkopf“ zu vermuthen. Denn wie in dem wallon. Verbum tschessi (d. i. frz. chasser) ein mittellatein. *captiare*¹⁾ steckt, so muss das wallon. Substantivum tschession auf einem mittellat. *caption-em* beruhen; dieses Subst. *captio* halte ich dann für entstanden aus *capitio* (durch sog. Syncope), das eine romanische Nebenform zu lat. *caput*, gen. *capit-is* (Kopf, Kuppe, Bergkopf) sein würde, wie *scution-em* (frz. *écusson*) zu lat. *scutum*.

In der oben zitierten Stelle aus einem „alten Manuskripte“ wird die Befestigung Chession bei Walk „le château de Weismes“ genannt. Vielleicht stimmt hierzu eine Notiz, die ich bei Kaltenbach (der Regierungsbezirk Aachen, S. 449) finde; dort heisst es: „Reichard (unrichtig für: Reinhard), Sohn Reinhards, von Weismes, baute auf dem Banne von Weismes eine Burg, nannte sie Reinhardstein (d. i. Reinhardi rupes seu castellum) und verliess die Burg seiner Väter zu Weismes, von welcher noch Spuren sichtbar sind. Er starb 1354²⁾“. Die hier erwähnte Burg Reinhardstein (wall. Renastein), wovon jetzt noch sehenswerthe Ruinen vorhanden sind, liegt auf einem Felsen an der rechten Warche 5½ Kilom. von dem Bürgermeistereorte Weismes entfernt und gehört zur Gemeinde Ovifat. So wenig wie Reinhardstein hat nun aber auch die frühere Burg der Herrn von Weismes zu Weismes selber gestanden, wie man etwa aus der obigen Notiz bei Kalten-

1) Vergl. Diez Etymologisches Wörterbuch I, S. 97.

2) Vergl. auch Bärsch, die Städte und Ortschaften der Eifel und deren Umgegend I. Bd., 1. Abth., S. 48 f.

bach zu schliessen sich veranlasst sehen könnte: in Weismes selber sind nämlich gar keine Spuren eines Schlosses vorhanden und auch nie vorhanden gewesen; höchst wahrscheinlich beziehen sich aber die „noch sichtbaren Spuren“ der früheren Burg der Herren von Weismes auf den ca. 5 Kilom. nördlich von Weismes gelegenen Chession bei Walk, womit denn auch das „alte Manuskript“ übereinstimmen würde. Uebrigens dürfte vielleicht schon im Laufe des Sommers Gelegenheit sich finden, über den Ursprung dieser alten Befestigung Zuverlässigeres zu erfahren, da alsdann, wie mir Herr Bürgermeister Nemery zu Weismes mittheilte, die dort vorhandenen Steintrümmer ausgegraben werden sollen, um beim Baue der von Walk über „Noupont“ nach Robertville führenden Chaussee verwendet zu werden.

Auf zwei weitere alte Befestigungen im Kr. Malmedy, wovon die eine unter dem Namen „Burgknopf“ ¹⁾ nahe bei Lommersweiler und die andere unter dem Namen „auf der Burg“ dicht bei Recht sich findet, gedenke ich ein andermal zurückzukommen. Vorab sei jedoch hier schon bemerkt, dass erstens die Lage auch dieser Befestigungen mit derjenigen der beiden Befestigungen bei Malmedy, wie sie im Vorstehenden ausführlich geschildert worden — in's Flussthal vorspringende Bergkuppe — übereinstimmt; zweitens keinerlei historische Ueberlieferungen vorhanden sind, die über den Ursprung und die Bedeutung derselben Aufklärung geben.

Dr. Esser.

21. Metz. Caracalla-Büste. Seit ungefähr sechszehn Jahren befindet sich im Besitz des Rentners D. Colchen, St. Georgsbrückenstrasse Nr. 29 hierselbst, eine ihm von einem Mitgliede seiner Familie testamentarisch in Anerkennung erwiesener Gefälligkeiten vermachte und bisher von ihm, und, wie es den Anschein hat, auch sonst allgemein irrthümlicherweise für ein Portrait des Kaisers Nero gehaltene Marmorbüste. Diese interessante Büste stellt aber durchaus die typische Portraitfigur des Kaisers Caracalla dar und ist ohne jeglichen Zweifel in mehr als einer Beziehung von einer sehr hervorragenden Bedeutung. Leider war es bisher nicht möglich, über den Ursprung bzw. die Geschichte dieser Büste Nachrichten von ausreichender Genauigkeit und Umfänglichkeit zu erhalten, und Alles, was ich über diesen Punkt durch Nachforschung und Erkundigung bis jetzt authentisch habe festsetzen können, beschränkt sich auf die nachfolgenden Ermittlungen:

Es ist mit Sicherheit nachzuweisen, dass die Büste bereits während der letzten Dezzennien des vorigen Jahrhunderts, und zwar von dieser Zeit

1) „Knopf“ bedeutet so viel wie „Kopf“ oder „Kuppe“ und erinnert an den oben als „Kopf“ gedeuteten Namen „chession“.

an bis zum Uebergang in das Eigenthum des p. Colchen, im Besitze von Verwandten des letzten, nämlich in demjenigen der Familie Marcus, in dem auf der Ostgrenze des Landkreises Metz gelegenen Dorfe les-Etangs sich befunden habe. Auch damals schon ist die Büste mit jenem schwärzlichen, bis zur Moosbildung entwickelten Patina-Ueberzug bekleidet gewesen, welcher erst vor etlichen Jahren durch den jetzigen Besitzer zum grösseren Theile beseitigt worden ist, und von welchem sich gegenwärtig Ueberreste nur auf der Oberfläche des Bart- und Haupthaars, sowie auf der Rückseite der Büste vorfinden. Darüber indessen, auf welche Weise die Büste in das Eigenthum der Familie Marcus gelangt sei, hat sich mit Sicherheit Nichts feststellen lassen, und gehen in dieser Beziehung besonders die Angabe des jetzigen Eigenthümers einerseits, und diejenige Vermuthung andererseits auseinander, welche bei den an Ort und Stelle bei den ältesten Einwohnern jenes Dorfes vorgenommenen Vernehmungen zu Tage trat. Während nämlich nach der ersten, von p. Colchen aufrecht erhaltenen, und von Mitgliedern seiner Familie affirmirten Tradition die Büste bei Gelegenheit der Trockenlegung eines der sumpfigen Teiche zwischen dem Dorfe les-Etangs und dem der Familie Jobal gehörigen Schlosse Luc, und zwar gleichzeitig mit noch drei andern Büsten, aufgefunden sein soll (von denen die eine nach Angabe des p. Colchen vor einigen Jahren nach Rom gesendet wurde, die anderen beiden aber die noch in seinem Besitz befindlichen, ihrem Kunstwerth nach jedoch völlig unbedeutenden Büsten eines sterbenden Alexanders und eines unbekannten Portraits darstellen), wird der andern Quelle nach der soeben angegebene Ursprung als keineswegs erwiesen oder beglaubigt, dagegen die Vermuthung als durchaus nicht unwahrscheinlich bezeichnet, dass die qu. Büsten aus der Besizung bzw. aus dem Landhause herrühren, welches in dem ganz nahe gelegenen Weiler Pontigny einem der Grafen von Custine gehörte und welches nebst den übrigen Gütern des Besitzers zu jener Zeit sequestrirt worden war. Ob die betreffende Besizung dem bekannten General de Custine selbst, oder einem andern Mitgliede der Familie gehörte, ist noch nicht ermittelt.¹⁾ Ebensowenig sind anderweite Notizen als die vorstehend wiedergegebenen Angaben des p. Colchen und einer Anzahl Dorfbewohner über den Ursprung bzw. die Geschichte der in Rede stehenden Büste bisher gefunden worden.

Ist es solchergestalt leider nicht gelungen, über den oder die früheren

1) Der General, am 4. Februar 1472 hier in Metz geboren und am 28. August 1793 guillotiniert, hatte noch drei Brüder, während sein Vater, Graf Philipp Joseph d. C., Grossjägermeister des Königs von Polen und mit Anna Margaretha Maguin, Erbin des Schlosses und der Grafschaft Rüttgen und Tochter des François Maguin, Seigneur de Comté de Roussy (Rüttgen), einer angesehenen Metzger Adelsfamilie angehörend, verheirathet war.

Besitzer der Caracalla-Büste einen wünschenswerthen Aufschluss zu erlangen, um danach eventuell auf Grund von Dokumenten den für wahrscheinlich zu haltenden antiken Ursprung der Büste zur Evidenz nachweisen zu können, so mag es noch erübrigen, an dieser Stelle mit wenigen Worten zunächst eine kurze Charakteristik und artistisch-kritische Würdigung dieser Büste folgen zu lassen, um sodann im Anschluss hieran bezw. im Zusammenhang damit, die besondere Frage nach dem Alter oder Datum der Büste zu prüfen, bezw. eine Feststellung ihres kunst-historischen Werthes zu versuchen.

Die 0,535 m hohe, 0,530 m breite Büste ist aus weissem carrarischem Marmor gefertigt und beinahe gänzlich unversehrt. Etwa zwei der kleinen das Haupthaar bildenden Locken sind abgestossen und auf der Unterlippe zeigt sich eine Beschädigung in Gestalt einer unbedeutenden, höchstens erbsengrossen Narbe oder Höhlung. Für schlimmer als diese Verletzungen muss jedenfalls die schon oben erwähnte Reinigung der Gewandoberfläche und besonders der Fleischtheile der Büste gehalten werden, weil die Entfernung der hier vorhanden gewesenen Patina leider mit vollendeter Geschicklichkeit und dem nothwendigen allergrössten Maasse vorsichtiger Sorgfalt nicht vor sich gegangen und daher der volle Reiz der Ursprünglichkeit der überaus liebevoll und in detaillirter Feinheit durchgearbeiteten plastischen Behandlung dieser Partien immerhin bis zu einem gewissen Grade beeinträchtigt zu sein scheint.

Schliesst sich die Büste im übrigen ziemlich genau, wie schon erwähnt, der typischen Auffassung des Caracalla-Portraits an¹⁾, so machen sich andererseits einige charakteristische Verschiedenheiten, durch welche sie besonders zu den Büsten zu Rom und Paris in Gegensatz tritt, bei ihr wahrnehmbar. Während die Behandlung des Haupt- und Barthaars bei den genannten beiden andern Büsten noch nicht die gesuchte Zierlichkeit und pedantische Detaillirung aufweist, welche den römischen Werken aus der Zeit des bereits eingetretenen Verfalls zu Ende des III. und zu Anfang des IV. Jahrhunderts — neben andern Aeusserlichkeiten gewissermassen als Ersatz für den Mangel an geistvoller Auffassung — eigen ist, zeigt allerdings die Metzger Büste gerade diese den letzten antik-römischen Skulpturperioden eigenthümliche Detailbehandlung. Andererseits ist aber der physiognomische Ausdruck des Portraits ein so überaus gehalt- und geistvoller und die wirkungsvolle plastische Behandlung in den Details aller Gesichtsmuskeln eine so vollendet meisterhafte, dass in dieser Beziehung

1) Bekanntlich bildet unter den Büsten der späteren Kaiser diejenige des Caracalla noch einen letzten Glanzpunkt vor dem allmählichen Verfall der römischen Portraitbildnerei und ist dieselbe zweifellos das letzte römische Kaiserportrait von Bedeutung.

der Metzger Büste unbedingt der Vorzug vor den übrigen eingeräumt werden darf. Wenn letztere ihren besondern Werth gerade darin besitzen, dass sie mit minutiöser Genauigkeit das vom psychologischen Standpunkt aus immerhin interessante Verbrechergesicht dieses mit der raffinirtesten Grausamkeit ausgetatteten Wütherichs erbarmungslos reproduciren, so kann man bei der hiesigen Büste unschwer die wohlgelungene Absicht ihres Meisters erkennen, durch eine etwas idealere Auffassung, die sich besonders auch auf die ganze, schön bewegte und gleichzeitig kraftvolle Haltung des Kopfes erstreckt, trotz alledem noch in den Gesichtsausdruck seines Portraits einen gewissen Adel hineinzulegen.

Werden diese Vorzüge der Metzger Caracalla-Büste in Verbindung gebracht mit der vorher erwähnten plastischen Darstellung des Bart- und Haupthaares und mit einigen weiteren ebenfalls mehr äusseren Details, unter welchen in erster Linie die Nichttaushöhlung der Augäpfel zu nennen ist, so scheint die Datirung der Büste in eine neuere Skulptur-Periode, wenn auch nicht absolut unmöglich und über jeden Zweifel erhaben, so doch kaum zulässig. Vielmehr spricht in der That Alles für die Wahrscheinlichkeit, dass die im Anschluss an bereits vorhandene Vorbilder gefertigte Büste ein Werk von ganz hervorragender Bedeutung eines ausgezeichneten Meisters aus spät römischer Zeit sei. Auch ein anderes etwas mehr untergeordnetes und bisher noch nicht erwähntes Detail steht dieser Annahme nicht hinderlich entgegen. Es ist dies die plastische Wiedergabe des Gewandes, die höchst merkwürdiger Weise in auffallendem Contrast zu den sonstigen Vorzügen der Metzger Büste steht. Folgt nämlich die Anordnung und Detaillirung der Gewandfalten ebenfalls im Allgemeinen derjenigen der mehr erwähnten Vorbilder, so erreicht sie jedoch auch nicht entfernt die bei der Ausführung dieser letzten beobachtete ausserordentliche Feinheit und Eleganz. Wenn man aber erwägt, dass es für einen Meister, wie denjenigen, welcher den Kopf der Metzger Büste zu meisseln verstand, doch sicherlich ein Kleines sein musste, in einem so verhältnissmässig nebensächlichen Detail, wie es das in Rede stehende ist, die bei den Vorbildern zu Tage tretenden Vorzüge mindestens zu kopiren, um so den Werth dieser erreichen zu können, so wird man gewiss nicht fehl gehen, wenn man annimmt, dass der Meister der Büste diese Partie derselben überhaupt selbst nicht gemeisselt habe. Sei es nun, dass dies wider seinen Willen geschah und dass er, gleichviel durch was, an der Ausarbeitung dieser Partie verhindert wurde, oder sei es, dass die letztere in seinem Auftrage durch andere, minder geübte Kräfte erfolgte, jedenfalls scheint mir, wie schon bemerkt, die oben aufgestellte Hypothese bezüglich der Datirung dieser Büste durch den artistischen Werth eines Details nicht alterirt, welches so unwesentlich ist, dass es besonders den übrigen oben geschilderten Eigenschaften der Büste gegenüber bei der Frage dieser Datirung

als nicht sonderlich ins Gewicht fallend und vielmehr als ziemlich irrelevant zu erachten ist.

P. Tornow, Kaiserl. Baumeister.

22. Perscheid, 1 $\frac{1}{2}$ Stunde westlich von Oberwesel, ist bekannt durch den im Jahre 1673 gemachten Fund von 588 römischen Goldmünzen (Nero bis Commodus, Jahrb. VII, S. 166 und XXXVII, S. 240), welche der Kurfürst Johann Hugo von Trier in die Wandungen einer Anzahl goldener Gefässe, die sich jetzt im Besitz des Herzogs von Nassau befinden, einsetzen liess. Es sind 2 fusshohe grössere Schalen mit Deckeln, jede mit 148 Münzen; zwei kleinere offene Schalen mit 42 Münzen; zwei Becher mit Deckel, jeder mit 28 Münzen. Im Jahre 1873 waren diese Gefässe auf der Wiener Ausstellung zu sehen. Eine halbe Stunde südwestlich von Perscheid wurden im vorigen Jahre Fundamentreste eines römischen Bauwerkes durch Hrn. Karl Alberts in Oberwesel blosgelegt, das nach dem sculptirten Stücke einer Thüreinfassung nicht ohne Bedeutung gewesen sein kann. Dieselbe ist von Sandstein und zeigt ein Relief aufsteigender Traubenranken.

Aus'm Weerth.

23. Pfalz. Bericht über archäologische Funde in der Pfalz und in Franken. Diese Mittheilung umfasst: 1) Den Grabfund von Kirchheim an der Eck, der als Geschenk der Direktion der Pfälzischen Bahnen in der Sammlung der Pollichia zu Dürkheim untergebracht ist. Er ist beschrieben im Ausland 1880, Nr. 16, im Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft vom August 1881 und ausführlich dargestellt von Mehlis: Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, V. Abth., herausgegeben von der Pollichia, naturwiss. Vereine der Rheinpfalz, Duncker u. Humblot, Leipzig 1881, 2) Einige neuere Untersuchungen an der Südwestseite der Dürkheimer Ringmauer, 3) die fortgesetzten Ausgrabungen im Gallisch-Römischen Rufiana, dem jetzigen Eisenberg, 4) das römische Castell bei Biebermühle an der Thalbahn zwischen Landau und Zweibrücken, 5) Aufdeckungen auf der mittelalterlichen Ruine Trifels, 6) eine Notiz über ein in der Sammlung des naturhistorischen Vereins zu Nürnberg befindliches Steinbild, das als wahres Unicum dasteht und höchst wahrscheinlich in Beziehung zu der vorgeschichtlichen Ansiedelung „im Hohlenfels“ auf der Houbirg zu bringen ist.

1. Ein Rheinischer Skelettfund aus der Steinzeit. Das Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft berichtet darüber wie folgt: Am Abhang des Hartgebirges, der für die Prähistorie bereits eine Reihe wichtiger Objekte geliefert hat, Ringmauern und Steinwerkzeuge, Grabhügel und Bronzen, ward bei Kirchheim a. d. Eck, westlich von Worms, vor einigen Monaten im Sommer 1880 auf dem südlichen Hochufer des Eckbaches ein nicht gewöhnlicher Fund

gemacht. Bei Verlegung eines Schienenstranges am dortigen Bahnhofe fand sich etwa in der Tiefe von $\frac{1}{2}$ m im lehmigen Erdreiche ein fast vollständiges menschliches Skelett. Dasselbe nahm mit dem Kopfe nach Süden, den Füßen nach Norden liegend eine halb liegende, halb kauende Stellung ein. In den Knochen der beiden Hände stak eine undurchbohrte wohlerhaltene Steinaxt von 13 cm Länge und $4\frac{1}{2}$ cm Schneidebreite. Das dunkle Gestein besteht aus Melaphyr oder Aphanitmandelstein, welches zunächst bei Waldböckelheim an der Nahe anstehend vorkommt. Das Instrument selbst bildet auf der einen Fläche fast eine Horizontale, während die andere mit ablaufender Schneide versehen konvex gestaltet erscheint; der Querschnitt des Werkzeuges bildet demnach eine bogenförmige Gestalt. Nach Lindenschmit's Erläuterungen zu den Monsheimer Steinartefakten (Archiv für Arthropologie, III. Bd., S. 104—105) benützten die Menschen der Vorzeit dort gestielte Steinbeile in der Art, dass die Breitflächen geschäftet wurden und die Schneide in horizontaler, nicht in vertikaler Weise wirkte. Noch heute gebrauchen die Einwohner der Samoainseln ähnliche in Holz gefasste und mit Bast gefestigte Steinwerkzeuge zum Aufschürfen des Bodens als Haken (der Verfasser besitzt ein dem Kirchheimer Funde ganz entsprechendes Steinbeil von Samoa aus der Sammlung Godeffroy zu Hamburg, Nr. 2025). Zu den Füßen des Skeletts staken im Boden Gefässreste von zwei verschiedenen Arten. Die eine Scherbe, dick und ungefügt, gehörte zu einer weitbauchigen, schüsselartigen Urne und zeigte auf der gelbrothen Oberfläche das Tupfenornament und eine horizontale Leiste, sowie mehrere Buckel. Ein anderes Stück, dünnwandig, feingebannt, von schwärzlicher Farbe, gehörte einem eleganteren Gefässe von topfartiger Gestalt an. Die Verzierungen bestehen aus zu verschiedenen Reihen komponirten, ungleichseitigen Dreiecken, welche offenbar mit einem Stichel in den weichen Thon vor der Brennung eingestochen wurden. Die Reihen schmücken das Gefäss an seiner horizontalen und vertikalen Ausdehnung und bilden unregelmässige Rauten und blattförmige Gestalten. Gefässe und Werkzeug haben in Technik und Ornamentik die grösste Aehnlichkeit mit den nur etwa zwei Stunden nördlich unter gleichem Meridian, gleichfalls am Abhange des Hartgebirges von Lindenschmit seiner Zeit entdeckten Grabfunden von Monsheim (die Literatur darüber vergl. bei Mehlis: „Studien“. III. Abth., S. 24); auch jene Gräber waren in blossen Boden ohne Steinsetzung angebracht, und die Todten lagen mehrfach in der Richtung von Nordwest nach Südost. In gleicher Höhe mit dem Leichenbefunde stiess man bei Kirchheim auf zerhauene Thierknochen; dieselben lagen einige Meter von dem Grabe entfernt und gehören nach der Bestimmung von Prof. Dr. Oskar Fraas zu

Stuttgart dem Urochs, dem gewöhnlichen Rinde, dem Haushunde, dem Schaf, dem Wildschweine an. Diese Thiere bildeten aller Wahrscheinlichkeit nach die Opfer der Leichenmahlzeit, welche die Stammesgenossen am Grabe abhielten.

Dem Archäologen fällt bei diesem Funde besonders die überraschende Konzinnität dieser von Kirchheim a. d. Eck herrührenden Artefakte, welche sich bis in das Detail der Ornamentik erstreckt, mit den prähistorischen Funden an Gefässen und Steinwerkzeugen auf, welche die Ringmauer von Dürkheim, sowie die Wohnstätten auf der Limburg lieferten (vgl. Mehlis: „Studien“, II. Abth. und IV. Abth., S. 101—114). Ganz gleiche Steinwerkzeuge und Scherben von identischer Technik und Ornamentik lieferten ausserdem Einzel- und Kollektivfunde von folgenden am Rande des Gebirges liegenden Ortschaften: Leiselheim a. d. Pfrimm, Albsheim am Eisbach, Dürkheim und zwar am Feuerberg, Ellerstadt, Forst, Neustadt. Nehmen wir die analogen Funde von Monsheim, Ingelheim, Dienheim und Herrnsheim in Rheinhessen dazu, so erhalten wir eine Reihe von prähistorischen Niederlassungen, welche von Neustadt bis Bingen reichen, am westlichen Rand des Hartgebirges und der rheinischen Ausläufer des Donnersberges lagern und ihre Central- und Rückzugspunkte in den grossen prähistorischen Festungen der Dürkheimer Ringmauer und des Donnersberges besitzen.

In der Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn am 20. Juni 1881 legt Professor Schaaffhausen den ihm von Herrn Dr. Mehlis in Dürkheim übersendeten Schädel von Kirchheim vor. Die schmale hohe Form mit stark vorspringenden Scheitelhöckern weicht von der gewöhnlichen Form des Germanenschädels, die wir aus den Reihengräbern kennen, ab und nähert sich mehr dem Typus einiger heutigen rohen Rassen, wenn auch bei diesen die Schmalheit in einem höheren Maasse vorhanden ist. Auch die Begräbnissweise muss als eine sehr alte gedeutet werden, sie kommt in den skandinavischen Steingräbern vor und war die der Guanachen auf Teneriffa, sowie die der alten Peruaner. Der Schädel erinnert an den Höhlenschädel von Engis und ist dem von dem Redner im Jahre 1864 beschriebenen von Nieder-Ingelheim ähnlich, den er als der vorrömischen Zeit angehörig bezeichnet hatte. Auch bei diesem wurden nur Steingeräthe als Beigaben des Grabes gefunden. Auch die groben, aus der Hand geformten Thongefässe gleichen denen von Ingelheim. Eigenthümlich und an den späteren germanischen Töpfen und Gefässen nie vorkommend, sind Ornamente, welche Pflanzenformen darstellen. Eine kleine Schale von letzterem Ort ist mit aufrechtstehenden Blättern reich verziert. An einigen schwarzen Scherben sind die scharf eingeschnittenen Strichverzierungen mit einer weissen Masse ausgefüllt, die aus der in dortiger

Gegend vorkommenden und noch heute vielfach benutzten weissen Thonerde besteht. Lindenschmit hat die gleichen Thongeräthe auf dem Grabfelde von Monsheim gefunden, das er als einen der ältesten Friedhöfe des Rheinlands bezeichnet. Auch hier schienen die stark zerfallenen, mürben, von Pflanzenwurzeln benagten Skelette, deren Köpfe meist auf dem Gesichte lagen, in sitzender Stellung bestattet zu sein.

Der Schädel von Kirchheim ist hoch, lang und schmal, die hochstehenden Scheitelbeinhöcker springen vor. Die nur wenig zurückliegende Stirn ist kurz und schmal und über den ziemlich starken Augenbrauenbogen etwas eingesenkt. Die Hinterhauptschuppe ist ein wenig vorgewölbt, die l. nuchae bildet eine mässig starke Querleiste. Die Zitzenfortsätze sind klein aber doch durch den sulcus tief eingeschnitten. Die Schläfengegend ist auffallend flach. Die Nähte sind wenig gezackt, die in der Mitte geschlossene s. sagittalis bildet in ihrem vorderen Theile nur eine geschlängelte Linie, die for. parietalia fehlen. Der Schädel ist prognath, die cr. naso-facialis fehlt. Das Gebiss war vollständig und ist ziemlich abgeschliffen. Der Unterkiefer hat einen stumpfen Winkel von 50° , das Kinn ist schmal und vorspringend, so dass der Schädel fast ein Progenaeus ist. Der bereits von Herrn Professor Waldeyer in Strassburg aus seinen Bruchstücken zusammengesetzte aber unvollständige Schädel wurde später von Herrn Dr. Mehlig nach Bonn gesendet, kam aber zerbrochen an, so dass er auf das Neue zusammengefügt und theilweise in Gyps ergänzt wurde. Die Maasse sind die folgenden; L. 190, B. 138, Index 72,6. Gerade Höhe 141, Aufrechte Höhe 141, Längen-Höhen Index 74,2, Breiten-Höhen Index 102,1. Untere Stirnbreite 96, geringste Breite des Schädels in den Schläfen 98, FK. 109, FN. 114, dies Maass ist nur geschätzt, MB. 119, Gg. 87, HU. 522, Qu. U, 325, C=1350 ccm. Dieses Maass kann, da ganze Theile des Schädels in Gyps ersetzt sind, nur annähernd richtig sein. Der Schädel ist platyrrhin mit einer Breite der Nasenöffnung von 30 mm; er ist phanerozyg.

Noch unter den Reihengräberschädeln ist diese Form erkennbar, deutlicher ist sie an älteren Schädeln. Der Engisschädel hat eine etwas breitere Stirn und bessere Nähte, auch ist die Schläfengegend weniger flach. Gross ist die Aehnlichkeit mit dem Schädel von Nieder-Ingelheim, wiewohl die Gesichtsbildung verschieden ist. Eigenthümlich ist beiden Schädeln das tiefstehende Grundbein, dessen Gelenkhöcker tiefer stehen als die Zitzenfortsätze, so dass die basis cranii nach unten gewölbt erscheint. Bei beiden schneidet die Horizontale fast den Nasengrund und die Ebene des for. magnum liegt horizontal.

Mit der vorgermanischen mongoloiden oder finnisch-lappischen Rasse haben der Ingelheimer und Kirchheimer Schädel keine Verwandtschaft.

Wir haben eine ältere Form des Germanenschädels vor uns als die, welche wir aus den Reihengräbern kennen. Vielleicht ist es die keltische, der schon Retzius die schmalen Skandinavenschädel zuschrieb. Wenn Schliemann in Hissarlik dieselben mit weisem Kitt eingelegten Thongefässe fand, so spricht das für nahe Kulturbeziehungen der Kelten und Pelasger. Wiewohl beide Schädel eine ältere Form darstellen, so fehlt ihnen doch nicht ein gewisser Kulturgrad, der sich beim Ingelheimer in dem geringen Prognathismus und dem Fehlen starker Brauenwülste ausspricht, bei dem Kirchheimer in dem vorspringenden Kinn, das auf den griechischen Vasenbildern so gewöhnlich ist. Auch sei hier noch bemerkt, dass ein von Virchow untersuchter Trojanerschädel schmal, hoch und lang ist, Schliemann, Ilios, S. 568.

2. Zur Dürkheimer Ringmauer, vgl. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“ II. Abth. S. 5—11 und I. Tafel; XXXV. Jahresbericht der Pollichia, S. 114. Ein Räthsel, wie die Ringmauer von Dürkheim, muss immer wieder vom Forscher neu zu rathen versucht werden. Einen erneuten Beitrag zur Untersuchung lieferte die Constatirung einer rohen Thurmanlage mit einer nahen Befestigungsmauer, welche den Eingang zu dem Thälchen schirmte, das sich von der Kallstadter Ziegelhütte zum Forsthaus Weilach erstreckt. Dieses Fort deckte den von der Natur schwachen nordwestlichen Zugang zur Ringmauer, während die nordöstlichen die erhöhten Etagen des Peterskopfes, des Heidenfels und des sogenannten „Kreis“ schützten.

Allein wer bemerkte, dass die südlichen Spitzen der Ringmauer an einem Punkte sich treffen, welcher weder von der Natur noch von der Kunst geschützt ist, indem die Landzunge noch 100 Schritte weiter nach Südwestsüd bis zum Signalstein reicht, dem musste dies bei der sonstigen Sorgfalt für die allseitige Sturmfreiheit des Ringmauerplateaus auffällig werden. Die bis zur Isenach nach Süden und Westen steil vorspringende Felsennase, deren schmaler Grat mit Recht den Namen „schöne Aussicht“ trägt, denn frei schweift der Blick von hier in das Labyrinth der einsamen Isenach gen Westen wie zum Rande der Rheinebene bis zu den Bogenlinien des Oden- und Schwarzwaldes, dacht sich nach Südosten und zum Stadttheil „Hinterberg“ allmählich und in sanfterem Abhange ab, der einen plateauartigen Charakter annimmt. Diese kleine halbkreisförmige Etage mag ca. 40 m niedriger liegen als der Signalstein. Hier herauf führt von der genannten Vorstadt Dürkheims einerseits der sogenannte „Gaisenweg“ zum Signalstein, andererseits ein zweiter Fusspfad zum Krummholzer- oder Brunholdisstuhl. Die Spitze dieser Abdachung trägt einen hübschen Kastanienschlag, während nach Südwesten Weinberganlagen gemacht sind. Bei ihrer Anlage ward manche rohe Urne mit primitiver Strichornamentirung dem

Boden enthoben, von denen sich Bruchstücke in der Sammlung des Dürkheimer Alterthumsvereines befinden. Diese ganze Terrasse, welche im Volksmunde den Namen „Sonnenwende“ hat, umzieht im Halbkreis den Südostabhang des Ringmauer- oder Kästenberges. Wer auf feindlicher Seite dieses Vorplateau eingenommen hatte, dem war es um die Hälfte leichter, die Wallanlage der Ringmauer selbst zu forciren.

Es war dieser Umstand schon längere Zeit dem Verfasser dieser Zeilen nahegegangen, und er schloss, dass die Strategen der Vorzeit einen schweren Fehler gemacht haben müssten, wenn sie dies natürliche Vorwerk unbefestigt gelassen hätten.

Die Voraussetzung traf bei der Untersuchung ein! Den Vorrand des Plateaus umziehen noch mehrere ziemlich gut erhaltene Fragmente eines früher ohne Zweifel kontinuierlichen Vorwalles, der vom Fuss der Felsennase bis südlich des Brunholdisstuhles das Vorland der eigentlichen Festung deckte. An einzelnen Stellen hat der Weinbauer die Handsteine des Walles benützt, um zum Schutze seiner Anlage eine senkrechte Weinbergmauer aufzuthürmen. Das von dunklem Moos überzogene bandförmige Geröll zeugt dort noch von dem Zuge des ursprünglichen Walles. Es bildet die halbmondförmig gestaltete auf Felsen aufliegende Umwallung eine fortlaufende Linie von über mehr als 100 Schritt Länge. Die Basis hat an diesem Walltheil eine Breite von 4—6 m, die Krone eine solche von 1—1½ m, die Höhe steigt bis zu 2 m, an einzelnen Stellen. Oestlich von diesem Halbmondwalle liegt ein zweites ebenfalls in der Mitte ausgebeugtes Wallfragment. Es scheinen diese beiden Bögen ein stärkeres Reduit für die ganze Strecke des Vorwalles gebildet zu haben. In westlicher Richtung stösst an diese ehemalige Bastion ein 36 Schritte langer und 3 Schritte breiter, etwa 1½ m tiefer Graben, aus dem das Felsgestein sichtbar ausgeschrotet wurde. Ob dieser mit der prähistorischen Wallanlage oder anderen technischen Zwecken zusammenhängt, konnte der Verfasser nicht ermitteln. Das ganze Feldstück liegt übrigens noch immer unkultivirt da; nur einzelne Haselsträucher und Kastanien decken dies Grundstück, von dem man einen hübschen Ausflug auf die Oeffnung des Isenachthales geniesst.

Es ist somit kein Zweifel, dass die vorsichtigen Vertheidiger der Vorzeit zur Sicherheit das ganze Plateau in das Netz der Wallanlage mit hereingezogen hatten. Unter solchen Umständen war eine so wie so schwer ausführbare Umwallung der Felsennase unnöthig; das Vorwerk deckte dieselbe vollständig. Vielleicht diente das Plateau als eingefriedetes Urnenfeld.

Es muss uns der Umstand, dass diese ohne Denkmal und Sage verschwundenen „Ritter von der Ringmauer“ an den von der Natur

stiefmütterlich behandelten Punkten des Gesamtplateaus sorgfältig Vorkehrung getroffen hatten, von diesen aus nicht überrumpelt zu werden, mit Achtung vor deren strategischem Blick erfüllen. Da wo der Anstieg vom Thal aus am leichtesten auszuführen war, deckte nach unserer Untersuchung ein zweites stattliches Vorwerk von 500—550 m Länge den Hauptweg von und zum Isenachthale, der schon des Wasserholens halber von besonderer Wichtigkeit war.

So stellt jede neue Untersuchung an den Hängen der Dürkheimer Ringmauer fest, dass wir in dieser Position keine zufällig eingenommene, sondern eine mit besonderem Bedachte auserwählte und wohlbefestigte zu erblicken haben. Mit ihren Vorwerken und Bastionen reiht sich diese Festung der Vorzeit den Wallanlagen auf dem Altkönig und der Houbirg, denen bei Hirschhausen und Otzenhausen im Hunsrück, auf dem Donnersberge und dem Orensberge u. A. nicht nur ebenbürtig an, sondern übertrifft sie sogar in der Genialität der Anlage und in der Sorgfalt der für solche Bauernburgen der Vorzeit mustergiltigen Detailausführung. Man könnte unter solchen Umständen fast versucht werden, dem römischen Einfluss Spielraum zu geben.

3. Zu Eisenberg, dem römisch-gallischen Rufiana, einem Orte 3 Meilen westlich von Worms gelegen, der noch jetzt wegen seiner Eisenhütten (von Gienanth) und seines vortrefflichen Kunst-Thones und Klebsandes einen guten Ruf in der industriellen Welt genießt, wurde jüngst ein bedeutender Fund an römischen Altsachen gemacht. Dieselben, meist der Keramik angehörig, legen Zeugniß ab von dem hohen Grad der Vollendung und Mannigfaltigkeit, den die römische Töpferei selbst in den Stürmen der Völkerwanderung sich bewahrt hatte. Nach den gemachten Münzfunden von Kaiser Konstantin (Obolus) und Valens (Mittelerz) wurde diese Ansiedelung Ende des 4. Jahrhunderts durch Feuer zerstört und zwar wahrscheinlich von den einbrechenden Alamannen. Eine Reihe von Fundobjekten wie Rotheisenstücke (Röthel), ein prismatischer Glättstein legen es nahe, dass man in dem speziell untersuchten Punkte, der östlich des jetzigen Ortes gelegen ist, und zwar in der Nähe eines römischen Friedhofes, dessen Gräber zum Theil im germanischen Museum zu Nürnberg aufgestellt sind, das Haus und die Werkstätte eines römischen Töpfers entdeckt habe. Auch sonst stammt von Eisenberg eine Reihe an Ort und Stelle verfertigter römisch-gallischer Gefässe aus terra sigillata, aus gelbem, blauem, selbst aus glasirtem Thon. Das Fragment einer feinen blaugrauen Schüssel zeigt den Stempel TAIVBA (= Taiuba) auf, ein Cognomen, das im Rheinlande ein Novum ist. Für den Zoologen sind die, meist zerschlagenen Thierknochen von besonderem Interesse. Ausser den Knochen eines Ebers mit mächtigen Hauern und vom Bär sind zumeist die

Hörner und Markknochen eines kleingehörnten Rindes, eines nahen Verwandten von *bos brachyceros* vertreten. Nach den parallel gehenden Befunden von Eisenberg und der Limburg bildete sonach diese jetzt vom Rheinlande verschwundene Rinderrace das Gros des zur Sommerzeit in der Pfalz dominirenden Viehstandes. Von weiteren Funden sei noch erwähnt das Fragment eines gerieften Mahlsteines aus Thonporphyr und zwei Haarnadeln aus Knochen.

Zu den Eisenberger Funden sei noch Folgendes bemerkt: Die letzten Funde wurden auf dem Acker eines gewissen Eidt von Eisenberg gemacht, dessen Territorium unmittelbar südlich an die Bahnlinie grenzt. Die Funde lagen in einer Tiefe von 50—70 cm; in der Mitte des Grundstückes fand sich ein runder, mit Bruchsteinen ausgesetzter Brunnenschacht — 90 cm Durchmesser im Lichten —, von dem ein 1 m breiter gerollter Weg bergauf zur Tiefenthaler Strasse führte. An diese Strasse stösst die Gewanne in Hochstadt, welche voll von Gewölben und Grundmauern ist. Im Brunnenschacht, den man mehrere Meter tief aushob, lag eine Menge von Knochen, Scherben und Ziegelstücken. Die unmittelbar nördlich anstossende Bahnlinie läuft im Eisthale parallel dem Laufe des genannten Baches, der im Mittelalter „Isa“ genannt ward. In Zusammenhang damit scheint der mittelalterliche Name von Eisenberg zu stehen, der urkundlich Isanburk, Isenburgk, Ysenburk, Isinburc lautet. Ein Ritter von Isinburk erscheint urkundlich bereits zu Beginn des 9. Jahrhunderts. Der Name steht ohne Zweifel in Verbindung mit dem altdeutschen Worte für „Eisen“ *isan*, mittelhochdeutsch *isen*, von dem auch die nahe Isenach = Eise-nach ihren Namen trägt. Und wirklich kommt in der Gegend von Eisenberg ein stark eisenschüssiger Thoneisenstein oder rother Eisenoocker vor, dessen in graue Vorzeit hineinreichende Ausbeute das Substrat des Namens für Eis, Isenach, Eisenburg und Eisenberg geliefert haben wird. Im nahen Stumpfwalde, der in mittelalterlicher Form „Stamp“ genannt wird und an dessen Westende oberhalb Eisenberg die steinernen Sitze des Malgerichtes oder Volksgedings noch zu sehen sind, finden sich Reste prähistorischer Eisenschmelzen mit solchen Schlackenhaufen, dass ein einziger genügte, 400 Wägen damit zu beladen. Den Galliern, die hier ohne Zweifel in Verbindung mit dem nahen Borbetomagus = Wormaze = Worms Eisen gruben, schmolzen und verarbeiteten und deren Fabrikate in den massenhaften Grabhügeln in Gestalt von Schwertern und Lanzenspitzen vorkommen (vgl. Mehlis, „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, III. Abth., S. 26—30), folgten die Römer seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. und seit der Besiegung der germanischen Invasion der Vangionen auf dem Fusse. Die gallische Niederlassung hatte wohl von dem röthlichen Erz und

der stark gefüllten Erde den Namen „Rufiana“, d. h. Rothstadt, erhalten (vgl. Rothhardgebirge, Rothenburg, den Ort Roth u. s. w.). Die Römer behielten ihn bei, legten an dieser wichtigen Passage ein Kastell auf der südlich der Eis gelegenen Hochstadt an und verlegten den Ort für die Eisenschmelzen und die Eisenfabrikation in das Thal. Unmittelbar neben der Stelle der letzten Funde hatte man vor zwei Jahren bei einer Rodung ein vom Feuer mitgenommenes, einer Feldflasche ähnliches Bronzegefäß sowie ein gleichfalls vom Feuer halb zerstörtes grosses Bronzebecken gefunden. Dabei lagen andere Bronze- und Eisenreste, Kohlen, Scherben von Terra sigillata und anderen Ruder, die von einer plötzlich zerstörten Ansiedlung Zeugniß ablegen. Die ganze Gewanne trägt von den häufigen Münzfunden den bezeichnenden Namen „in den Geldäckern“. Einige Schritte thalabwärts, jenseits der Bahnlinie, beginnen nun unter einer Ackerkrume von ca. 30 cm Dicke mächtige Schlackenhalde, deren Handstücke starken Eisengehalt besitzen. Dieselben haben Anfangs eine Dicke von $\frac{1}{2}$ m, weiter unten von 4, 5, ja 8 m. Dieselben, offenbar Reste eines früheren rohen Eisenschmelzprozesses, bei welchem es auf ein Paar Klafter Holz mehr oder weniger nicht ankam, ziehen sich längs des ganzen Flusstheiles, zu dessen Seiten sich der Ort Eisenberg erhebt. Sie sind als die noch sicht- und greifbaren Reste einer starken Lokalindustrie zu betrachten, die nach den massenhaften Aufhäufungen Jahrhunderte lang bestanden haben mochten, bis das barbarische Geschlecht der Alamannen Ende des 4. Jahrhunderts die Ansiedlung in Flammen aufgehen liess, und die Quelle des Wohlstandes, für die ganze Gegend so plötzlich versiechte. Von der Lokalindustrie der Römer geben fernerhin Zeugniß die massenhaften ganzen und zerbrochenen Thongefässe, als Schüsseln, Becher, Amphoren, welche hier in den verschiedensten Formen und in der mannigfaltigsten Art mit und ohne Ornamentation, einfach gebrannt und mit geschmackvollen Pressungen versehen, fast bei jedem Spatenstiche ganz oder zertrümmert dem Boden entnommen werden. Nun findet sich in den Nachbarorten Hettenheim, Leidelheim, Kerzenheim, Wattenheim und fernerhin in der Ebene bei Grünstadt und Albsheim (von albus abzuleiten) ein fetter, meist weisser, bald auch gelber, röthlicher und blauer Thon, der in seinen oberen Schichten zur Herstellung gewöhnlicher thönerner Produkte verwendet wird, dessen feinere untere Sorten aber als Walkerde und Porzellanerde in der keramischen Kunstindustrie und der Technik ein begehrtes Absatzprodukt bilden. Unmittelbar nun zwischen der letzterwähnten Fundstelle römischer Artefakte und jenem früher angegebenen Friedhofe, der in seinem Namen „Senderkopf“ offenbar das Rudiment eines römischen „incendarium“ erhalten hat, haben jüngst vorgenommene Schür-

fungen auf dem Terrain der pfälzischen Bahnen das Vorhandensein einer besonders feinen weissen Thonerde konstatirt. Dieselbe findet sich nach einem Baugrund von ca. 1,80 m in einer nur 8—9 m starken Schichtung und liegt am Rande des Hanges in gleicher Linie wie die Hochstadt, das Hauptgebiet der römischen Niederlassung. Ohne Zweifel war bereits den Römern diese vortreffliche Thonerde bekannt, und aus ihr verfertigten die einheimischen Künstler ihre mannigfachen Fabrikate in roth- und schwarzglänzendem Thon, die für Haus und Feld, Krieg und Frieden, Leben und Tod dienten, bis auch diesem blühenden Industriezweige das Schwert des Germanen ein jähes Ende bereitete. Von der Höhe der Civilisation, welche hier der Provinziale unter wälscher Leitung einst erreicht hat, legen nicht nur die Spuren eines Isistempels Zeugniß ab, der sich einst neben dem Kastell auf der Hochstadt erhob, davon zeugt ferner manch' werthvolles Zierstück aus Bronze, manche vortrefflich gegossene Waffe, die sich in den Museen der Pfalz befindet. So hat der Verfasser dieser Zeilen selbst ein kunstvoll vollendetes Bronzebeschläge von 10 cm Länge und 3 cm Durchmesser im Jahre 1878 nach Speyer gelangen lassen. Dasselbe stellt einen kunstvoll gegossenen Adlerkopf vor, im Munde eine Beere tragend: dieser Kopf ist einem zierlich gedrehten Basiliskenkopfe zugewandt (vgl. „Mittheilungen des historischen Vereins der Pfalz“ VII. Taf. I, Taf. II Nr. 2 stellt einen Torques dar, von dem sogenannten la-Tènetypus, den der Berichterstatter in Gegenwart von Professor Virchow im September 1878 aus einem nahegelegenen Hügelgrabe ausgrub). Auch mannigfache Steindenkmäler berichten von dem Kunstsinne verschwundener Generationen, die hier in den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung lebten und wirkten. Auf der „Hochstadt“ fand sich im Jahre 1764 in den Trümmern des Isistempels ein Denkstein, den ein Paternius Ratinus in Verbindung mit einem Unbekannten ex jussu (des Erben?) errichtet hatte. An der nämlichen Stelle grub man im Jahre 1820 eine prächtig erhaltene Ara votiva aus, welche auf der einen Schmalseite die im Basrelief mit ihren Attributen geschmückten Gestalten des Mars oder Merkur, der Diana, der Fortuna und des Herkules (?) darstellte. Im Garten des Herrn v. Kienanker endlich, dessen Vorfahren vor einem Jahrhundert hier die Metallarbeit der Römer wieder aufgenommen haben, steht endlich als rara avis die in dem Stein gehauene wohl 2 m hohe Statue eines Gottes, dessen Sockel in quadratischer Inschrift die Widmung enthält: „Deo Silvano“. Auch dieser Silvanus, dieser Waldgott ward am Westende des jetzigen Ortes Eisenberg entdeckt und diese Statue schmückte wahrscheinlich mit anderen Denkmälern die Aussenseiten des Tempels auf der „Hochstadt“. Wir sehen hier ganz ab von den zahllosen römischen und griechischen

Münzen in Gold, Silber und Erz, welche meist dem 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehörig sind und von dem Fleiss des Pfluges jedes Jahr aus dem Boden gebaggert werden. Unsere Absicht war, mit diesen Zeilen den Beweis dafür anzutreten, dass hier unter dem jetzigen Bau von Eisenberg eine uralte Industriestätte der Vergangenheit den ein Jahrtausend langen Schlaf geschlummert hat. Hervorgerufen ward dieser Mittelpunkt für rheinische Eisen- und Töpferwaaren in grauen Zeiten, als noch die Schleier der Vorgeschichte das sumpfige Rheinthaleinhüllten, vom gallischen Stamme durch die Gunst der Lage an dem niedersten Passe zwischen Rhein und Mosel, zwischen Gallien- und Germanenland, zwischen Divodurum-Metz und Borbetomagus-Worms. Die Lockmittel des Verkehrs: ein frequenter Strassenzug von West nach Ost, reiche Lager von zwei Mineralschätzen, Eisen und Thon, die für ein kriegerisches Zeitalter besonderen Werth hatten, erhielten und vergrösserten diesen Platz zur Römerzeit. Die Identität des Ortes mit dem gallischen Rufiana, das Ptolomaeus neben Borletomagur im Vangionenlande und zwar mit dem Längengrade von Mainz, sowie mit der Breite zwischen Mainz einerseits, und Brumat und Speyer anderseits angibt, kann nach geographischen und archäologischen Anhaltspunkten keinem Zweifel mehr unterworfen sein (vgl. *Picks Monatsschrift* III. Jahrgang S. 337 f., S. 600 f. u. *Jahrbücher* Heft LXIII, S. 188—189 u. *Correspondenzblatt des Gesamtvereins d. d. Gesch.- und Alterthumsvereine* 1878, Juli Nr. 7). Von diesem Industriezentrum für Eisen- und Thonfabrikation, in der Mitte zwischen Mainz, Metz, Trier, Speyer, Strassburg gelegen, ging ferner ohne Zweifel ein starker Versandt von Eisen- und Thonwaaren, von Waffen, Werkzeugen, Barren und fertigen Ordinär- und Kunstgefässen aus, der in erster Linie für das nahe Dekumatenland jenseits des Rheinstromes von Bedeutung sein musste. Strassen nach allen Richtungen, deren Spuren ebenfalls noch vorhanden sind, verbanden den rheinischen Industriemittelpunkt, das untergegangene Rufiana mit den Hauptplätzen an der Peripherie. So mag diese untergegangene Werkstätte römischer Massenindustrie einen Hauptplatz für die Behauptung des oberrheinischen Germanengebietes gebildet haben. Mit der Waffe des Römers aber drang eben auch das Werkzeug des Südländers ein in das Barbarenland, und so reichten sich mit Recht hier Mercur und Mars, Diana und Fortuna die göttlichen Hände, um in der erhaltenen Ara votiva lebendes Zeugniß abzulegen für die Kulturarbeit vergangener Jahrhunderte. Der Verfasser hat eine grosse Arbeit über Rufiana-Eisenberg in Vorbereitung, die in diesen Heften demnächst erscheinen soll.

4. Das Schloss bei Biebermühle. Nach einer archäologischen Skizze in der *Palatina* 1881, Nr. 80, 81 u. 82. Es kann sich der rauhe

Westrich zwar an Naturschönheit mit dem Ostabhang des Hardtgebirges nicht messen, seine Hochplateaus und seine gewundenen Thäler können nicht rivalisiren mit den goldglänzenden Rebenhügeln, welche so manche trotzige Burg krönt; aber dennoch ruht ein eigener Zauber auch auf diesen Gauen, die allerdings der Fuss des Touristen selten oder nur im Fluge betritt. So an einem heiteren Frühlingsmorgen dahinzuwandern über die von goldgelbem Reps bedeckten Hochebenen, von denen der Blick fast unbegrenzt schweift bis zu den blauen Ketten des Hochwaldes und des Hunsrücks, wo das Auge die aufgethürmte Masse der den Rand des Hardtgebirges bildenden Berge Kuppe für Kuppe zergliedern kann, das hat auch für den verwöhnten Wanderer seinen besonderen Reiz.

Ueber die „grosse Höhe“, den östlichen Flügel der alten Grafschaft Sickingen, waren wir frisch gewandert und hatten Tags vorher prähistorische Hünengräber umgewühlt, heute waren wir am Rande des Walalber Thales fürbass gegangen durch manch' stilles und liebliches Felsenthal. Von Höheinöd herüber trabten wir munter über die breitschollige Flur gen Südosten. Schon ist der Blick frei auf das tief unter uns liegende Schwarzbachthal mit seiner dunklen Einfassung trotziger Fichten, schon erglänzt das Sonnenlicht mit bleicherem Strahl auf den Matten der Steinalb, die bei Biebermühle ihr forellenreiches Wasser mit der nach Westen ziehenden Fluth des Schwarzbaches vereint. Zwischen den Thalungen und den Waldungen musste von jeher hier oben auf der welligen Höhe der Tritt und der Marsch am meisten Sicherheit bieten, während unten die Thalsoolen noch von Sumpf und Wasser bedeckt waren und das Dickicht der Wälder nur der Axt und dem Schwerte unfreundlichen Durchgang bot. Für solche Thatsache zeugt nicht nur die Topographie der Kolonisierung, die Anlage der ältesten und ausgedehntesten Ortschaften auf der Höhe und am Rande des weitgedehnten Plateau's, dafür spricht ferner das Vorfinden der meisten Grabhügel in denjenigen Waldungen, welche den Bord der Sickingen Höhe umziehen, dafür stimmten schliesslich die Reste der alten Strasse, welche wir im Waldbezirke „Seiters“ bergabwärts jetzt betreten. Breit und grün mag die Strassenspur im hochaufgeschossenen Buchenwalde der letzte Rest sein des römischen Verbindungsweges, der Landstuhl im Norden mit Bitsch im Süden verband, der parallel der grossen Rheinstrasse die Kastelle und Niederlassungen rückwärts des „saltus Germaniae“ gleich einem steinernen Bande zusammenhielt. Seine Spuren sind bei Höheischweiler und Winschberg, bei Bottenbach und Wälschbrunn in Grabhügeln und Ziegeln, in Estrichresten und Denkmälern noch deutlich und undeutlich sichtbar. Schutz war hier nothwendig früher gegen Marcomannen und Chatten, später Jahrhunderte lang gegen der wilden Alamannen habgierige Anfälle, die gleich Wölfen von Südosten her einbrachen in die Hürden und Herden der unter wälschem Schutze gedeihenden Pro-

vinzialen. Ein plötzliches Halt gebietet ein in den Fels gehauener Graben, der trennend über die Strasse zieht, und ein gewaltiger Trümmerhaufen, der sich moosbedeckt hinter ihm über die Waldbäume sperrend erhebt. Wir stehen zu Füssen dem „Schloss“.

Es ist ein Trümmermeer von gewaltigen, aus dem Verbande losgelöster Quadern, über das wir mühsam hinwegsteigen müssen, um zur Höhe, etwa 25 bis 30 Fuss über dem Graben, zu gelangen. Die Sandsteinquadern zeigen zu unserer Verwunderung Bossen, d. h. abgespitzte Seitenkanten, ganz von derselben Technik wie an den Aussenmauern am Trifels, der Wachenburg und der Ruine Schlosseck im Isenachthale. Auf den ersten Blick scheint kein Mörtel zur Bindung der Lager angewendet zu sein. Herr Pfarrer Gumbel von Herschberg ist jedoch so glücklich, solche Annahme mit der Spitze seines Messers ad absurdum zu führen und es gelingt ihm, mit dieser ein gutes Stück Kalkmörtel an den Tag zu fördern. Derselbe besitzt fast die Consistenz von Cement und zeigt im Gegensatz zum mittelalterlichen Mörtel keine Spur thoniger Theile, sondern nur rothen, körnigen Sand, und weissen feingeschlemmten Kalk. Die Länge der hier seit Jahrhunderten unter schwelender Moosdecke ruhenden Quader beträgt im Mittel 80 cm, die Höhe 60 cm, die Dicke 60—70 cm. Die meisten unter ihnen verjüngen sich vom Haupt nach hinten und waren demnach in die Rundung keilförmig eingefügt. Die Stärke der Thurmwand beträgt ca. 2 m im Lichten. Das Thurminnere misst ca. 7 m, so dass das ganze Werk einen Durchmesser von ca. 11 m besass. Auf dem nach Südosten anstossenden Terrain der Bergzunge fand sich eine an die Thurmwand anschliessende, gar stattliche Umwallung vor, welche den Berg in halb eiförmiger Gestalt umzieht. Diese Circumvallation setzt sich unmittelbar auf den stattlichen Fels an, auf welchem überhaupt das ganze Castrum ruht. Die Mauer besteht hier nicht aus mächtigen Bossenquadern, sondern aus kleineren Sandsteinplatten in der Grösse eines doppelten Backsteines. Im Durchschnitte betragen die Dimensionen der gleichfalls sorgfältig behauenen Bausteine der Umfassungsmauern 40 cm in der Länge, 15 cm in der Höhe, 20 cm in der Dicke. Die Stärke der Circumvallation selbst stellt sich, soweit zu beobachten, auf $1\frac{1}{2}$ m. Als Hauptmaasse der ganzen Umwallung berechneten wir die Länge vom inneren Rande des Thurmes mit 60 Schritten, die Breite mit 50 Schritten. Die ganze Form bekommt darnach die Gestalt eines Bügeleisens, dessen Spitze der Mündung der beiden Bäche zu nach Süden, dessen ausgeladene Breitseite gen Norden dem Bergplateau zu sich kehrt. Auch hierin erinnert die Gestalt des „Schlosses“ an dem Schwarzbach, an die Figur der Ruine „Schlosseck“ im Isenachthale. Sonst ist dem wild und einsam durcheinanderliegenden Trümmerhaufen von Bossenquadern und Ecksteinen, Mörtelwerk und Steinplatten keine bestimmte Contour abzusehen; auch kein Ornament, keine Inschrift,

keine sonstige Andeutung hilft dem Forscher auf die Spur, das steinerne Räthsel zu deuten.

Der Bau selbst und die ganze Anlage, so verwandt sie mit Ruine „Schlosseck“ erscheint, bietet doch eine Reihe von Unähnlichkeiten dar. Vor Allem besteht bei dem geheimnissvollen Bauwerk an der Isenach die ganze Circumvallation aus Bossenquadern, hier nur der Thurm aus solchen; dort liegt der Eingang an der Breitseite neben dem Bergfried, hier in entgegengesetzter Richtung an der Spitze; dort beherrscht das Gebäude eine tief unten liegende Strasse; hier mündet unmittelbar an den Graben ein römischer Strassenzug und an dem Bergstock stossen vier Thalungen zusammen. Wollte man auch versucht sein, wie beim „Schlosseck“, als die Gründungszeit des einsamen „Schlosses“ bei Biebermühl die Periode der ersten Salier anzunehmen, die wie Conrad II. und Heinrich III. mit festen Burganlagen ihr fränkisches Stammland längs der Vogesen und besonders an den Vogesenpässen schützten und schirmten (vgl. Krieg von Hochfelden: „Geschichte der Militärarchitectur des frühern Mittelalters“ S. 255—261), so spricht ausser den obigen Gründen der Umstand dagegen, dass der Thurmbau des vorliegenden Castrums mit aller Festigkeit zugleich einen so hohen Grad von ausgeprägter Eleganz und zweckdienlicher Durchbildung im Ganzen und in den einzelnen Theilen an sich trägt, wie ihn die Ruine „Schlosseck“ trotz ihrer ornamentalen Gestalten nicht aufzeigen kann.

Ein gewichtiger Umstand gebietet uns, vorbehaltlich weiterer Untersuchung der ganzen Bergveste, eher an ein römisches Castrum als an eine fränkische „Burg“ zu denken. Wie uns Herr Pfarrer Gumbel berichtet, fand man unmittelbar an der Südwand des Felsen, auf dem die Ruine sich erhebt, im Jahre 1858 beim Chausseebau eine grosse Anzahl von römischen Münzen, eingeschlossen in zwei Urnen, eine trägt nach der Mittheilung von Hrn. Pfr. Gumbel auf dem Avers die Umschrift: „Vespasianus Augustus“, während der Revers einen Adler und links von ihm ein S (senatus), rechts ein C (consulto) eingeprägt aufzeigt. Den Rest der Münzen verwahrt Hr. Baumeister Jung zu Pirmasens annoch im Besitz. Nach weiteren Nachrichten stiess man damals beim Strassenbau auch auf mehrere Reste römischer Denksteine, wohin aber letztere kamen, ist unbekannt. Dass hier Steinquadern und nicht wie bei der Salburg Backsteine zur Anwendung kamen, spricht durchaus nicht gegen Annahme eines römischen Castrums. Die Römer benutzten draussen in der Provinz das Material, welches ihnen gerade zur Hand lag; waren Kalksteinbrüche vorhanden, benutzten sie die Kalksteine zu ihren Bauten, lag der Sandstein nahe, nahmen sie ohne Bedenken diesen dazu; nur wo sie kein lagerhaftes Gestein antrafen, brannten sie aus Thon ihre dauerhaften Ziegelplatten. — Um eine weitere Subdivision für die lange Periode von fast einem halben

Jahrtausend zu erhalten, innerhalb welcher der Römer am Rheine herrschte und hauste, band und baute, hätten wir uns zu entscheiden zwischen der aufsteigenden Periode des Imperatorenglanzes, als ein Trajan 93 bis 99 als Legat in Obergermanien die Grenzen mit Festungsbauten schirmte und sein Adoptivsohn Hadrian zwei Jahrzehnte lang den Traditionen des grossen Schirmherrn treu blieb, und der absteigenden Epoche, als Valentinian I. Ende des vierten Jahrhunderts mit Anlage von neuen munimenta, castra, castella, turres am Rhein und an der Donau den Untergang des Römerreiches noch aufzuhalten vermeinte. Wohl spricht des Valentinian taciteischer Geschichtschreiber das inhaltsreiche Wort aus (XXIII 2, 1): *Rhenum omnem a Raetiarum exordio ad usque fretalem Oceanum magnis mobilibus communiebat, castra extollens altius et castella turresque adsiduas per habiles locos et opportunos, qua Galliarum extenditur longitudo*. Allein bei der kurzen Regierungszeit dieses letzten Schirmers der bedrohten Rheinlande können diese neuen Schutzanlagen nur einen tumultarischen Charakter getragen haben, während hier Anlage und Ausführung von Ueberlegung im Ganzen und Sorgfalt im Einzelnen deutliches Zeugniß ablegen. Valentinian mag wohl die Rheingrenze und den Hang des Vogesus gegen der trutzigen Alamannen Ansturm neu gefestigt haben, aber er kann nimmermehr mit solchem Vorbedacht den Knotenpunkt einer jenseits des Gebirges gelegenen Strassenverbindung geschützt haben. Wenn auch die wilden Söhne des Gaues an der Murg und Kinzig, dem Neckar und dem Bodensee die festen Mauern vor uns im 4. und 5. Jahrhundert gebrochen haben mögen, bestanden müssen sie wohl schon haben, als Trajans Zeitgenosse, der edle Tacitus vom jenseitigen Decumatenlande in seiner „Germania“ sprach als von einer „Ausbuchtung des Reiches und einem Gliede der Provinz“. Damals Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. war ja die klassische Periode römischer Kriegsbaukunst! Und noch im Mittelalter bildete das „Schloss“ hier und die Strasse am Seiterswalde die Landesgrenze; heisst es doch in des pfälzischen Geographen Tielemann Stella Beschreibung der Aemter Zweibrücken und Kirel vom Jahre 1564, dass die Grenze „von Höheinöd auf den Kirschborn durch den Forst hinüber auf das „Steiner Schloss“, dann durch die Bach hinab auf Fröschen“ lief. Und nach der Archäologen Untersuchung fällt ja meistens im Rheinland Grenzrain und Römerwerk zusammen! So steht es geschrieben im Büchlein „die bayerische Pfalz unter den Römern“ S. 101, das wir allewege auf solchen Excursionen bei uns zu haben pflegen. Und die Sage vom „Kaspar“, der hier oben geht, auf was mag sie beruhen, als auf einer unverständigen Volksetymologie, die den Namen „Castrum“ oder „Casprum“ im alemannischen Contexte nicht mehr fand und sich daraus einen spuckenden „Caspar“ oder „Kaschpar“ umdeutend schuf. Wunderbar sind ja oft die Wege der Volksgedanken. Wenn aus einem „Hunsrück“, dem Rücken der Hunnen

oder Sarmaten ein Hunderücken ward, warum nicht aus einem römischen Castrum ein alemannischer Kaspar?

5. Ausgrabungen auf dem Trifels, aus der Palatina 1881, S. 271. Wer kennt und nennt sie nicht, die Ehrenveste des deutschen Reiches „Trivellis“, wie sie in dem Briefe König Richards an seine Mutter Eleonore heist? Der Zahn der Zeit hat bekanntlich fast nur den mächtigen Bergfried in der Mitte des innersten Festungsgürtels stehen lassen, und von der ganzen Herrlichkeit des einst mit Marmor geschmückten Palas legen nur noch wenige Trümmer zerbrochener Capitäle und zerschellter Säulen stummes Zeugniß ab. Seitdem die Veste nach den bei Karl Lobstein aufgeführten Urkunden zwischen den Jahren 1635 und 1676 endgiltig dem Verfall überlassen ward, wurde erst in neuester Zeit von der thatkräftigen Regierung der Pfalz dafür Sorge getragen, die erhaltenen Burgreste, Thurm und Kapelle, nicht zum völligen Trümmerhaufen werden zu lassen.

Die Trümmerhaufen hat die Bemühung des Trifels-Vereines bis auf die ursprüngliche Sohle der sich an die Nordseite anschliessenden „Freiung“ hinweggeschafft. Die Grundlinien der innersten Festungsanlage treten nun deutlich hervor. Die Felsenmasse ist hier an der dem Wetter ausgesetzten Nordseite mit einem fünfeckigen Mantel bekleidet, der aus Gusswerk und gewaltigen Bossenquadern besteht. Die Höhlungen der Felsenwand waren wohl ursprünglich wie auch jetzt noch zu Lagerräumen für Vorräthe und Werkzeuge bestimmt. Eine in hohem Bogen neu aufgerichtete und mit der Jahreszahl 1879 prangende Pforte führt uns in die zwei Innenräume des Felsens, in denen zur Zeit anstatt der Kugeln und Kanonen im Kühlen Flaschen und Fässer voll edlen Traubensaftes lagern.

Von der im Halbbogen gezogenen Freiung aus liegt gen Nordwesten ein isolirter Thurm, der noch vor einigen Menschenaltern mit dem Hauptfels durch einen kühnen Bogen verbunden war. Es ist der Brunnenthurm, vormals gedeckt mit haltbarem Dachwerk, das zierliche Säulen trugen, vormals geschützt durch den Mund eherner Mörser, die Jahrhunderte lang in der Brunntiefe schlummerten. Des Herzogs von Zweibrücken Befehl vom 3. Sept. 1670 „liess das Gebäu des Dachwerks am Thurm über dem Brunnen vollends in Abgang kommen“. Wenn die Rechen-Kammer zu Zweibrücken damals die Ausgabe von 40 bis 50 Gulden zur Herstellung des Brunnens zu hoch befand, so liess es sich der Trifels-Verein Hunderte von Gulden kosten, um das edle Nass des Berges, das Felsenwasser, wieder zu gewinnen. Die viereckige Brunnenöffnung misst im Lichten vier Quadratmeter, und bis auf die Thalsohle, bis zur Tiefe von 80 Metern, mussten Schuttwerk und Brandreste, verkohlte Balken und zerfressene Eisentheile aus der Tiefe geholt werden, bis das Quellwasser, stark sprudelnd, wieder die unterste Etage des Felsenbrunnens netzte. Es zeigte sich, dass das

Innere auf 18 Meter gemauert ist, während 62 Meter Tiefe aus dem Felsen gehauen sind. Die Ausbeute an archäologischen Objecten ist nicht gering für den, der nicht nach Schätzen gräbt, sondern Anhaltspunkte für die Cultur vergangener Perioden sucht. Unterhalb der hineingeworfenen Steine, und der wohl aus der Mitte des 17. Jahrhunderts herrührenden Brand- und Holzreste traf man im Laufe der Ausgrabungen ausser zwei Steinkugeln 3 eiserne Mörser an, von denen der grösste an 80 cm Höhe und 20 cm Weite hat. Von Geschütz wurden noch heraufbefördert der Lauf einer Wallbüchse mit dazugehörigem Luntenschloss. Der grösste Theil der Eisentheile diente als Beschlag der in der Tiefe abgerissenen Wassereimer, auch das Stück einer Kette mit Haken fand sich, mittelst welcher vordem die Eimer gehoben wurden. Die steinernen Säulchen schmückten einstmals wahrscheinlich das Gesims des Brunnens, der den Burgbewohnern ausser den Mauern Unbezwinglichkeit verlieh.

Ob eine Reihe weisser Marmorplättchen den Boden der obersten Thurmetage zierte, oder, dem Palas entnommen, von muthwilliger Hand in die Tiefe geschleudert ward, mag dahingestellt bleiben. Fünf kupferne Schöpflöffel sind ebenfalls verloren gegangene Attribute der ehemaligen Bestimmung des Brunnens. Das vor uns liegende Thongeschirr, meist unglacirt mit Ornamenten und Riefen geziert, geht in seinen ältesten Stücken nicht über das 13. Jahrhundert hinaus. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen 7 Gegenstände des Kleingeräthes, welche ohne Zweifel der römischen Periode und somit der interessantesten Epoche der Reichsveste angehören. Um mit dem trivialsten, aber damals nothwendigsten Gegenstande zu beginnen, so ist das erste ein etwa $\frac{1}{4}$ m langer eiserner Bratspiess. Derselbe endigte nicht in einer hohlen Tülle, sondern im unteren Theil desselben umzwangte ihn ein in schwachen Resten noch erhaltener Holzgriff, der mit zwei Nietnägeln am schmalen eisernen Bügel befestigt war. Das zweite ist ein breit ausgeladener, mit gestreckten Knöpfen am Anfang und Ende des Griffes einfach und hübsch verzierter Löffel von 15 cm Länge und 5 cm Höhlungsbreite. Das dritte und vierte sind zwei eiserne Klingen im Griffes stehender Messer von 13 cm Länge. Das von einem Exemplar erhaltene Plättchen des Griffendes von $1\frac{1}{3}$ cm Länge besteht aus Gold, und es sind demselben mehrere im Winkel stehende buchstabenartige Zeichen eingravirt. Das fünfte Object besteht in einem 6 cm langen Eisenschlüssel, dessen rautenförmige Griffplatte inwendig ausgeschnitten ist. Löffel, Messer und Schlüssel dürften beim Wasserholen oder beim „Schäckern am Brunnen“ dem Gürtel einer Kammermagd oder eines Edelknaben entschlüpft sein. Als sechsten Gegenstand nennen wir einen 2 cm starken und 8 cm langen Eisenbolzen, dessen ausgeladene Spitze die Seiten einer 4seitigen Pyramide bildet, und dessen Tülle sich in der Richtung auf letztere verstärkt, entgegengesetzt der Construction der gewöhnlichen mit-

telalterlichen Pfeilspitzen. Das siebente und schönste Artefact besteht in einem reizenden Ohrgehänge, hergestellt aus einer Composition von Blei und Zinn. An einer ellipsenförmigen, 2 cm langen Hafte befindet sich ein Blättchen von der Grösse eines 5-Pfennigstückes. Der Aussenseite des letzteren ist in zierlicher Weise mit scharfen Kanten eine siebenblättrige Palmette aufgeprägt, deren Typus in den Ornamentmotiven der romanischen Periode eine stehende Figur bildet. Wir finden sie z. B., verbunden mit dem Akanthus, wieder in den Verzierungen des Thorbogens der Ruine Schlosseck im Isenachthale und auf anderen „Gebäuden“ dieser Bauperiode, welche den Reminiscenzen der altclassischen Zeit zur ersten Renaissance verhalf.

6. Ein Steinbeil vom Pegnitzstrande. Nach einer Mittheilung im Auslande 1881, S. 898. Die Nürnberger Gegend und ganz Franken ist bekanntlich arm an Gegenständen der prähistorischen Zeit. Ausser dem Ringwall von der Houbirg, den Grabhügeln bei Kersbach, Oberkrumbach und Feucht gehört unseres Wissens nichts hieher. Von Steinwerkzeugen besonders, die in andern Gegenden, so im Rheinlande, sehr zahlreich vorkommen (z. B. in der Pfalz auf etwa 100 Quadratmeilen ca. 500 Stücke), ist sehr wenig im Ostfrankenlande in der Maingegend bekannt. Um so mehr überraschte es uns, jüngst in der Sammlung der Nürnberger naturhistorischen Gesellschaft ein ganz singuläres Stück anzutreffen, das in der Mitte zwischen einem Naturobjekt und einem Artefact steht. Der Geolog wird dasselbe ein unregelmässiges, an den beiden gegenüberliegenden Langseiten abgeflachtes, dabei in der Mitte derselben durchbohrtes Sphäroid einer natürlichen Bildung zuschreiben, während der Archäolog kaum schwanken wird, dasselbe als einen künstlich hergestellten Steinhammer zu bezeichnen. Das Objekt besteht aus dolomitischem Kalkstein und ward von Dr. Seelhorst bei Entenberg am Moritzberge im Walde auf der Oberfläche gefunden, wo dies Gestein unseres Wissens anstehend vorkommt. Das Stück ist von Moos inkrustirt und von der Luft leicht gebräunt. Es hat drei ausgesprochene Ecken, also die Grundgestalt eines Dreiecks; das auf die ideale Grundlinie gefällte Loth misst 11 cm, die grösste Breite 7 cm. Die Länge der zu einem Kreissegment abgerundeten Schneide misst 5 cm, die grösste Höhe des Gesteins beträgt 6 cm, der grösste Längsumfang 28, der grösste Querumfang 20 cm. So ziemlich in der Mitte des ganzen Stückes ist das kegelförmig angelegte Loch senkrecht angebracht; die Länge desselben beträgt 5 cm, die obere Weite hat 25, die untere 4 cm Durchmesser. Auch künstliche Bearbeitung zeigt sowohl diese kunstgerecht gemachte Lochung des Steines, als die anliegende Längsseite desselben, welche zugleich die grössten Flächendimensionen (12 : 6 cm) aufweist. Die im Rohen gegebene grösste Arbeitsfläche verbesserte man durch primitives Abreiben und Glätten des Steines auf einer härteren Grundlage.

Die Bohrung stellte man, wie noch heutzutage in Nordamerika (vgl. die Arbeiten von Rau und Schuhmacher im „Archiv für Anthropologie“, 5. und 7. Band), durch einen ausgehöhlten Ast, welcher mittelst Wassers feinen Sand auf der Bohrfläche eintrieb, mit leichter Mühe her. Der Stil ward offenbar so eingesetzt, dass sich die breitere Lochung oben befand und musste demnach die Gestalt eines abgestumpften, vielleicht oben mit einem Knopfe versehenen Kegels haben. Das ganze Manufakt macht einen so primitiven Eindruck, dass wir es mit den Bronze- und Thierfunden von der Houbirg (vgl. meine Arbeit im „Archiv für Anthropologie“ XII. Bd.) und von den Grabhügeln bei Kersbach (früher in den Gemming'schen Sammlungen befindlich) nur zu konfrontiren brauchen, um dessen Abstand von dieser offenbar späteren Periode sofort zu erkennen. Schon das Material des Steinhammers, zu Tage liegender ziemlich widerstandsloser Kalkstein, spricht gegen den Gebrauch in einer vorgerückteren Kulturperiode, wo man bereits Metall und Rohsteine durch den Handel bezog und selbst Bronzegegenstände und bereits fertige Steinwerkzeuge (z. B. Nephrit- und Jadëitgegenstände) auf diesem Wege erhielt. Am besten passt dies Artefakt zu den Funden, welche Hans Hösch und Pfarrer Engelhardt aus den Höhlen Oberfrankens gewonnen.

Die Zähne des Höhlenbären trug der Urmensch damals als Berloke um den Hals, die Krone des Hirschgeweihes dient als Stumpf für das Steinbeil, das Bohnerz, das sich im Innern der Erde fand, durchbohrte man und gab dem Weib diese Naturperlen zum Schmucke. Aus Fichtenreisern flocht man ein korbähnliches Gewebe, strich es mit Lehm aus, trocknete es an der Sonne, und in solchem Thonkessel briet man den Schenkel des Bären und röstete den Schinken des Ebers. Als Waffe diente Stock und Stein, Horn und Dorn; Waffe und Werkzeug war gleich; zur Wohnung dienten die Hallen natürlicher Höhlen, die sich im Frankenjura zahlreich vorfinden. In ihrem Hintergrunde legte man die Leiche derer nieder, die des Lebens harten Kampf glücklich überstanden; überdeckte sie mit Steinen, nachdem man Waffen und Gefässe beigelegt hatte, und dort findet sie die nie rastende Hand des Forschers der Gegenwart!

Und haben wir in der Nähe des Moritzberges, dieses Wegweisers nach dem Osten, eine Höhlung, in welcher sich der Besitzer dieser Waffe einst bergen konnte mit seiner Jagdbeute? Allerdings eine in der Nähe wenigstens ist bekannt, die gleich einem Adlerhorste hoch über das eingeschnittene Thal des Seitenbaches der Pegnitz ragt und deren Halle noch zur Zeit der Besucher mit gewisser Andacht betritt. Es ist der 2–3 Stunden entfernte, nordöstlich vom Moritzberg gelegene „hohle Fels“ an der sonnenbestrahlten Südseite der Felsenveste Houbirg, der sich hoch über dem brausenden Happurger Bach emporwölbt. Um den später eingesetzten, altarähnlichen Fels wurden früher Ausgrabungen von Gumbel,

Zittel u. A. gemacht. Neben den Zähnen des Höhlenbären, des Riesenhirsches und des Rens traf man, ganz analog wie in Oberfranken, auf zahlreiche primitive Thonscherben, beides die Küchenreste der Troglodyten, welche sich in fernem Alterthum hier in sicherer Höhle und auf ragender Höhe ihren Wohnsitz gewählt hatten.

Dr. C. Mehlis.

24. Regensburg und Salzburg. Anthropologen-Versammlungen vom 8.—13. August 1881. Im alten Reichstagssaale des Rathhauses zu Regensburg eröffnete O. Fraas in Verhinderung des ersten Präsidenten A. Ecker am 8. August die XII. Jahresversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft um 9¹/₂ Uhr. Er bemerkte, dass wegen der hervorragenden geschichtlichen Bedeutung der *Castra regina* der Römer die Wahl auf diese Stadt gefallen sei, deren geographische und geognostische Lage er kurz schilderte. Funde aus der Steinzeit seien selten, die Nähe der Gletscher habe hier erst spät eine Ansiedlung möglich gemacht, doch habe er selbst mit Zittel die aus dem Schelmengraben bei Etterzhäusern bekannt gemacht. Die höhere Cultur sei hier das Werk der Römer, im 2. Jahrhundert u. Z. habe Marc Aurel die *Legio III ital.* hierher verlegt.

Herr Regierungs-Präsident von Pracher heisst die Versammlung im Namen der Regierung willkommen, Bürgermeister v. Stobäus begrüsst sie im Namen der Stadt, Graf H. v. Walderdorff im Auftrage des historischen Vereins. Statt des erkrankten ersten Geschäftsführers, des Pfarrers Dahlem, gibt er eine Uebersicht dessen, was das Land und die Stadt, die man das *Caput germaniae* genannt, der Alterthumsforschung zu bieten im Stande sei. Hier habe gewiss schon eine vorrömische Ansiedlung bestanden. Die nahen Höhlen des Jura, die Hügelgräber, die alten Brand- und die Reihengräber geben Zeugniß davon. In der Ulrichskirche ist die von H. Dahlem vortrefflich geordnete Sammlung aufgestellt, im untern Raum das römisch-mittelalterliche Lapidarium, auf den Emporen die prähistorisch-römischen Alterthümer. Dem von demselben verfassten Kataloge sind zwei Karten beigegeben, ein Stadtplan von Regensburg mit dem Grundriss der *Castra regina*, der römischen Civilstadt und der Begräbnisplätze und ein Situationsplan der römischen Begräbnisse an der *Via militaris Augustana*. Die zahlreichen Schädel und Skelette dieser Gräber hat O. M. R. Dr. v. Hölder bearbeitet, vgl. *Archiv für Anthropol.* XIII. Suppl.

Die Verhandlungen begannen mit dem von dem Generalsecretär Prof. Ranke erstatteten Jahresbericht. Die anthropologische Gesellschaft trete in ihr zweites Jahrzehnt und habe das erste mit der prähistorischen Ausstellung in Berlin glänzend beschlossen, die eine grossartige Leistung gewesen sei und ein unübertreffliches Gesamtbild der ältesten vaterländischen Alterthümer gegeben habe. Wir seien damit beschäftigt, eine von römi-

schen Einflüssen unberührte Culturströmung in Europa zu verfolgen. Bei Aufzählung der neuesten Arbeiten beschränkt er sich auf das Gebiet der Prähistorie, verweist aber auf den ausführlichen Bericht im Correspondenzblatte der Gesellschaft. Er gedenkt der berichtigten Vorstellung von der Eiszeit, in der man sich keine allgemeine Vergletscherung Mitteleuropas zu denken habe, der Verbreitung des Rennthiers, das nach Struckmann noch mit dem Edelhirsch gelebt, der Höhlenbewohner Oberfrankens in der Steinzeit, die Hösch beschrieben, der von Rosenberg auf Rügen gefundenen Feuersteinwerkstätten, der fortgesetzten Forschungen Fischers über den alten Verkehr Europas mit Asien, des von Mehlis, Waldeyer und Schaaffhausen beschriebenen Fundes von Kirchheim, der Untersuchungen Herzogs über den römischen Grenzwall in Württemberg, der im Fichtelgebirge gefundenen alten Wallbefestigungen, der neuen Beweise für eine Kupferzeit in manchen Ländern, der von Handelsmann entdeckten Stätten alter Salzgewinnung an den Nordseeküsten und der Hochäckerspuren in Holstein, der von Gölert aus den Inschriften gedeuteten socialen Verhältnisse des alten Noricum, der aus alten Ortsnamen von Bucks gezogenen Schlüsse, wonach Rhätier und Etrusker dasselbe Volk sein sollen, der Untersuchungen Tischlers über die Gewandnadeln, Frl. Mestorfs über Fensterurnen, Heintzels über das Harz der Graburnen, der in Regensburg gefundenen römischen Glasspiegel, endlich der neuen Forschungen v. Schulenburgs, Treichels und Handelsmanns über Sagen, die sich an die Steine knüpfen, über Zaubersprüche, Feuersegen, Schwertinschriften. Er erwähnt das grossartige Geschenk Schliemanns, sein Werk „Ilios“ und den internationalen Congress in Lissabon, der die Frage nach dem tertiären Menschen in Portugal ungelöst gelassen habe. Zuletzt legt er drei neue Blätter der archäologischen Karte von Baiern vor, die Ohlenschlager entworfen hat. Das Blatt von Regensburg ist das reichste an Funden.

Frhr. v. Tröltsch berichtet über den Fortschritt der Arbeiten für die prähistorische Karte Deutschlands. Er legt vier Karten von Schleswig-Holstein vor, die römischen Fundorte sind roth, die der Bronzezeit gelb, die der Eisenzeit blau bezeichnet. Er empfiehlt auch für die Folge vier besondere Blätter für jede Provinz, eine allgemeine Fundkarte, eine für die Pfahlbauten, eine für die Hügelgräber, eine für die Urnengräber. Die Vorzeit Schleswig-Holsteins ist am meisten im Osten entwickelt, zumal an den Buchten der Ostsee. Hieran knüpft Virchow einige Bemerkungen. Aus dem heutigen Bestande der megalithischen Denkmale dürfe man keine Schlüsse ziehen, in der Mark Brandenburg sei deren seit dreissig Jahren eine grosse Zahl zerstört.

Schaaffhausen meldet, dass die Arbeiten für den Gesamtkatalog der anthropologischen Sammlungen Deutschlands in erfreulicher Weise fortschreiten. Auch legt er seinen Bericht über die anthropologischen Ver-

handlungen der British Association in Swansea sowie über den Lissaboner Congress im Jahre 1880 vor.

In der Nachmittagssitzung spricht Oberstabsarzt Dr. Vater über einen vor wenigen Tagen in Spandau gemachten höchst werthvollen Fund, der im Nebensaale ausgestellt ist. Am Einfluss der Spree in die Havel wurden bei Fundirung einer neuen Geschützgiesserei ein Schädel und fünf fein ornamentirte Bronzewaffen gefunden. Er kündigt weitere Funde an, die auch andern Tags eintrafen. Die Gegenstände gleichen den schönen Bronzen des skandinavischen Nordens.

Der Vorsitzende macht bei dieser Gelegenheit auf die prähistorische Sammlung des Herrn A. Nagel aus Passau aufmerksam, die ebenfalls im Nebensaale aufgestellt ist. Sie enthält zahlreiche Stein- und Knochengerräthe aus bairischen, sächsischen und fränkischen Fundorten, darunter einige aus Elfenbein.

Hierauf hält Ohlenschläger einen Vortrag über das römische Baiern. Der grösste Theil des heutigen Baiern gehörte zur Provinz Rhätien, der zwischen Inn, Saalach und Salzach liegende Theil gehörte zu Noricum, ein nordwestliches Stück zu Germanien. Vindelicische und rhätische Cohorten kämpften schon unter Germanicus, 14—16 vor Chr., gegen die Cherusker, rhätische unter Vitellius, 69 nach Chr., gegen die Helvetier, 79—80 gegen Claudius Civilis. Zwei in Weissenburg und Regensburg gefundene Bronzeplatten mit Inschriften sind Militärdiplome, sie geben die Zahl der Truppen an, die in Rhätien standen. Sie waren zuerst nur Hülfs-truppen, 2500 Reiter und 6000 Mann zu Fuss. Erst 170 legte Marc Aurel eine Legion von 6000 Mann dahin. Diese Truppen waren auf eine Grenzlinie von etwa 30 deutschen Meilen Länge vertheilt; sie lagerten in Standlagern, die durch hohl gebaute Wege mit dazwischen liegenden Schanzen und einem Zeichensystem verbunden waren. Inschriften und Meilensteine, Münzfunde und selbst Strassenreste weisen ein Netz römischer Strassen nach. Eine führte aus Italien durch das Etschthal bis Botzen, von hier zweigte eine ab gegen den Bodensee hin, die andere führte über den Brenner nach Innsbruck und durch das Innthal nach Baiern. Im flachen Lande lehnten sich die Strassen an die Flüsse und waren quer unter sich verbunden, wie Salzburg mit Augsburg, Augusta Vindelicorum, welches die Hauptstadt von Rhaetia war. Inschriften und Grabfunde geben Aufschluss über die damaligen Lebensverhältnisse. Die römische Bevölkerung, die mit Einschluss einer Anzahl Grundbesitzer auf 20000 Seelen geschätzt werden kann, lebte wohl meist vom Ackerbau. Doch gab es einen ausgedehnten Töpfereibetrieb und ein Tempel des Mercur deutet auf lebhaften Handel. Die Regierungsform war vorwiegend militärisch, bis 400 nach Chr. war der Befehlshaber der Legion auch kaiserlicher Statthalter. Nach dieser Zeit wurde die bürgerliche Verwaltung vom Militär getrennt und verschie-

dene Municipien wurden durch selbständige Behörden verwaltet. Die Eingeborenen scheinen bis auf die Namen in den Römern völlig aufgegangen zu sein. In Regensburg stellt kein Fund sicher, ob es ein Municipium war. Im Mittelalter heisst es noch nach der Gestalt des Castrums: *urbs quadrata*.

Sepp fragt, ob Augsburg nicht schon eine Niederlassung der Vindelicier vor der Römerzeit gewesen und mit dem keltischen *Damasia* identisch sei.

Ohlenschlager will diese Frage offen lassen und ladet für morgen zur Besichtigung der römischen Befestigungen des Arzberges und des Michaelsberges ein.

Nachmittags um 4 Uhr fand eine Ausgrabung bei Kumpfmühl statt, wo sich Graburnen finden, die mit Graphit geschwärzt sind; auf der anderen Seite der Eisenbahn wurde ein von Ost nach West gerichteter rechtwinkliger Steinsarg aus Jurakalk blossgelegt, der bereits ausgeraubt schien. Die ersteren Gräber stammen aus dem 1.—3. Jahrhundert, die letzteren aus der Konstantinischen Zeit.

Dienstag, den 9., fand schon um halb 8 Uhr die Abfahrt nach Kelheim statt; ein langer Zug bewegte sich mit Musik durch das freundliche Städtchen und den Berg hinauf zur Befreiungshalle. Der Eindruck des grossartig schönen Werkes ist erhebend. In der feierlichen Runde stehen kolossale Victorien, die Wappenschilder mit den Schlachtennamen haltend, darüber ragt ein Kreis mächtiger Säulen und über diesen wölbt sich hoch die goldglänzende Kuppel.

Nun ging es durch schönen Wald zu den römischen Wällen auf der Höhe des Michaelsberges und hinab zum Kloster Weltenburg auf dem rechten Ufer der noch kleinen aber reissenden Donau, das vielleicht von *Castra Valentia* den Namen hat. Das Kloster wird schon 580 nach Chr. erwähnt; 1803 säcularisirt, ward es 1834 von König Ludwig wieder den Benedictinern eingeräumt.

Am Mittwoch, den 10., sprach zuerst Tischler über die Gliederung der vorrömischen Metallzeit Süddeutschlands. Richtiger als die Eintheilung in eine Bronze- und Eisenzeit ist die nach der Form, nach dem Stil der Gegenstände. Die älteste Periode zeigt etruskischen Einfluss, dann machen sich, wie in den Hallstädter Funden, germanische Elemente geltend, und es folgt die hoch entwickelte Metall-Industrie der Pfahlbauten, für die der Typus von La Tène charakteristisch ist; hieran schliesst sich die Römerzeit, die einen Verfall der Kunst erkennen lässt. Auf die Terramaren der Po-Ebene, welche nur Bronze lieferten, folgen die grossen Nekropolen, zumal die nordwestlich von Bologna, deren Anfang in den Beginn des 1. Jahrtausends, deren Schluss, die Gräber der Certosa, um das Jahr 400 vor Chr. zu setzen ist. Damit fällt das Ende der nordischen Bronzezeit zusammen.

Die vollständige Reihe der altitalischen Fibeln und Metallgefäße bis zur Periode der Certosa hinab findet sich in den österreichischen Grabfeldern von Hallstadt, von Watsch in Krain und weiter östlich. Eine jüngere Hallstädter Periode mit Paukenfibeln, enggerippten Cysten und griechischen Thongefässen ist in den Fürstengräbern von Hundersingen und Ludwigsburg in Württemberg vertreten. Die letzten vier Jahrhunderte nimmt die von der Champagne durch Süddeutschland bis Ungarn verbreitete Periode von La Tène, am Neuenburger See, ein mit Armbrustfibeln, Gürtelhaken, langen Eisenschwertern und einer Ornamentik mit classischen Motiven. Die Werkstätten bei Stradomic und bei Autun beweisen, dass gerade die charakteristischen Gegenstände nördlich der Alpen gefertigt sind, während andererseits etruskische Schnabelkannen und andere Metallgefäße einen lebhaften Handel mit dem Süden beweisen.

Hierauf zeigt Gross seine neuesten Pfahlbaufunde von Corcelettes am Neufchâtel See, Schwerter und Lanzen spitzen, Messer mit Bronze-griffen, ein Doppelmesser zum Rasiren, Ohrgehänge und Amulette, Bernstein- und Glasperlen, einen mit Eisen verzierten Bronzering, ein Doppelbeil aus reinem Kupfer mit kleinem Schaftloch, das auf symbolischen Gebrauch deutet, 42 cm lang und mehr als 3 kg schwer, mehrere Dolche aus Kupfer und einige Nephrit- und Jadeitbeile. Die meisten Thongefäße sind Schalen, einige sind aussen mit Zinnplättchen verziert, andere innen roth und schwarz gemalt, eine hat die Form einer Theekanne. Eine Bronzenadel hat am Kopf einen Stempel, um den Doppelkreis auf die Thongefäße zu drücken, eine andere läuft in zwei kleine Spitzen aus, um jene parallelen Linien zu ziehen, die man so oft zwischen jenen Kreisen findet. Für die Anfertigung dieser Dinge im Lande sprechen die Gussformen in Bronze und Molasse fast für alle Geräthe, die kleinen viereckigen Kupfer- und Zinnbarren, ein Bleiklumpen. In Etrurien finden sich dieselben Sachen nicht, nicht ein einziges der Messer, die zu Hunderten hier in allen Größen vorkommen.

Dr. Undset aus Christiania legt der Versammlung sein Werk über die Anfänge der Eisenzeit in Nordeuropa vor. Er versucht darin eine das ganze Gebiet umfassende Darstellung mit Vorführung des bis jetzt vorhandenen archäologischen Materials. Die Arbeit gründet sich sowohl auf Literaturstudien als auf eigene Beobachtungen in etwa 60 Museen. Er bezeichnet es als auffallend, dass eine Bronzezeit so lange in Nordeuropa geherrscht hat, während das Eisen im mittleren und südlichen Europa schon längst im allgemeinen Gebrauche war, und dies um so mehr, als der Norden das Bronzemetall stets aus oder durch eben diese südlicheren Gegenden bezogen haben muss. Für die Anfänge der Eisenzeit in Nordeuropa sind Einflüsse der altitalischen und der vorrömischen alpinen Cultur (Hallstadt und La Tène) bestimmend gewesen, und zwar in dem Zeitraume

von 500 bis 200 vor Chr. In Norddeutschland kommt für diese Untersuchungen namentlich die grosse Zahl der Urnenfelder in Betracht, unter denen der Verfasser verschiedene geographisch und chronologisch getrennte Gruppen, wie die in Schlesien, Posen, Sachsen, der Lausitz, unterscheidet. Die verschiedenen Typen der Alterthümer lassen sich noch nicht mit verschiedenen Völkernamen in Verbindung bringen. Professor Virchow hält den Vergleich der Typen verschiedener Länder für sehr wichtig, doch sei Vorsicht geboten. Altitalische Verbindungen mit Deutschland seien unbezweifelt, doch dürfe man die Funde im Kaukasus nicht ohne weiteres mit unseren zusammenstellen. Die bemalten und eigenthümlich ornamentirten Urnen von Gunzenhausen schliessen sich an die Funde von Hagenau im Elsass an, an solche im südlichen Baden, in der Schweiz, an Hügelgrabfunde am Bodensee. Typische Bronzegürtel mit eingestanzten Ornamenten stimmen mit Thongefässen in Bologna überein. Aber der Torques aus einem viereckigen Stabe, dessen Kanten flügel förmig verdünnt sind, sei eine östliche Form, die sich in Westeuropa nicht finde. Mehlis hält die in Rheinhessen vorkommenden gemalten Töpfe für vorrömisch. Bei Pfedernheim fand man solche mit Graphitstreifen auf blauem Untergrunde, auch weisse Gefässe mit rothem Ornament. Dr. Riggauer macht auf die ausgestellten Münzen aufmerksam, worunter sich Goldbrakteaten und zahlreiche Regenbogenschüsselchen, auch gallische Münzen befinden, die barbarische Nachahmungen von massiliotischen und macedonischen Münzen sind. Mehlis beschreibt den Fund von Kirchheim, über den er in der Zeitschrift der Pollichia ausführlich berichtet hat. Die Art der Bestattung, die Geräthe und Thonscherben sowie die Schädelbildung sprechen für die vorrömische Zeit und stellen den Grabfund an die Seite derer von Monsheim und Ingelheim. Klopffleisch entwickelt unter Vorlegung zahlreicher Zeichnungen seine Ansichten über die Entwicklung der Keramik in Mitteldeutschland. Es gibt eine älteste Zeit, in der kein Thongeschirr gefertigt wurde, in der es auch keinen Ackerbau und kein Hausthier gab. Es folgen die rohen, aus der Hand geformten, schlecht gebrannten Gefässe. Plötzlich zeigt sich eine Veränderung. Nicht dass sich jene Anfänge weiter entwickelt hätten, es tritt unvermittelt eine neue Kunst auf, die von einem fremden Volke eingeführt sein muss. Unverkennbar sind die Beziehungen zu den alten Culturvölkern. Der Redner glaubt einen ägyptischen Einfluss auf die Keramik unserer Vorzeit nachweisen zu können. Schaaffhausen spricht zuerst über den von Dr. Vater ausgestellten Schädel von Spandau, er gehöre jenem kleinen brachycephalen Typus an, der uns aus den ältesten skandinavischen Steingräbern bekannt sei und vereinzelt auch an andern Orten gefunden wurde. Er ist von dem germanischen Schädel verschieden und muss einem den Lappen verwandten Volke zugeschrieben werden. Sodann berichtet er über eine verglaste Mauer auf dem linken

Ufer der Nahe zwischen Fischbach und Kirn und legt die von Herrn Dr. Grebe an das Provinzialmuseum in Trier gesandten Probestücke vor. Es sind Sandsteine durch verschlackten Melaphyr-Mandelstein fest miteinander verkittet. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind die verglasten Burgen Schottlands bekannt. Zuweilen hat man solche Schlacken für natürliche vulkanische Producte gehalten. Ueber die Herstellung verschlackter Mauern und über die Zeit ihres Baues wurden die verschiedensten Ansichten laut. Besondere Aufmerksamkeit wandte man den Hohlräumen der Schlackenmasse zu, welche den Abdruck einer Pflanzenstructur erkennen lassen und auf eingelegte und verbrannte Hölzer bezogen wurden. Virchow hat in den Jahren 1870 und 71 solche Brandwälle bei Dresden, in der Oberlausitz, im Spessart untersucht, sie wurden aus Thüringen, Polen und Böhmen bekannt. Der Redner stellt die Gründe für seine Ansicht zusammen, dass man nicht Holzstücke, sondern Holzkohlen mit dem leicht schmelzbaren Gestein gemengt hat. Daubrée hat aus seinen Analysen französischer Schlacken den Schluss gezogen, dass man Meersalz dem Thonsilikat zugesetzt, und hat die Verfertigung solcher Mauern, wie schon Prevost gethan, unsern mit Luftcanälen versehenen Ziegelöfen verglichen. Die von Herrn Wachendorff gemachte Analyse der vorliegenden Schlacken, mit der des Melaphyrs verglichen, spricht nicht für einen Zusatz von Natron. Diese verglasten Mauern können nur einem in der Cultur vorgeschrittenen Volke zugeschrieben werden.

Die Mittagspause wurde wie am ersten Tage zur Besichtigung der Stadt, der Kirchen, zumal des Domes und Domschatzes, der Sammlungen im Thon-Dittmer-Hause sowie in der Ulrichskirche benutzt. Ueber die hier aufgestellten Grabfunde sei noch aus den Untersuchungen Dahlems und v. Hölders Folgendes angeführt. In den ältesten Gräbern mit Münzen des Antoninus Pius, 138—161, herrscht meist der Leichenbrand, von da bis 275 nimmt die Beerdigung zu ohne bestimmte Richtung der Todten. Später, unter Probus bis Constantin, 259 bis 285, tritt die gleichförmige Orientirung von O. nach W. ein, es ist der Uebergang zu den Reihengräbern. Im Anfang des 4. Jahrhunderts hört mit Constantinus Magnus der Leichenbrand ganz auf. Sobald die Reihengräber beginnen, finden sich keine Lampen mehr in den Gräbern, wohl aber neben Münzen und Schmuck andere Gefässe. In Gräbern aus der Zeit des Theodosius gibt es schon Waffen und Schmucksachen vom Stil der Merovinger-Zeit. Für die Gräber der Frauen waren Münzen der Kaiserinnen als Obolus beliebt. Es sind etwa 1500 Gräber geöffnet worden. Die kleinen Nägel in den Brandgräbern rühren von den dünnen Holzsärge her, in denen die Körper verbrannt wurden, oft liegen 20 an einer Stelle. Die Grösse der Holzsärge, die zur Bestattung dienten, lässt sich oft an der Lage der bis 15 cm langen und in geringer Zahl vorhandenen Nägel erkennen, es sind

deren höchstens 12, je 4 oben und unten und je 2 in der Mitte der Seiten. Aus den Schädeln schliesst v. Hölder, dass die Bevölkerung ursprünglich dem rhäto-sarmatischen Typus angehört zu haben scheine und dass später bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts der reine germanische Typus der Reihengräber immer häufiger geworden sei.

In der nach einer Pause um 2 Uhr beginnenden Nachmittagssitzung machten Török und Virchow anatomische Mittheilungen.

Um 4 Uhr schliesst der Vorsitzende die Verhandlungen. Die Wagen standen bereit zur Fahrt nach der Walhalla, die, wenn auch ein Griechentempel, doch in würdiger Weise deutschen Ruhm und deutsche Grösse in seine Marmorwände einschliesst. Die Versammlung war von 247 Theilnehmern besucht, darunter waren 95 Einheimische. Diesmal zog ein grosser Theil der Anthropologen nicht heimwärts, wie es sonst der Fall ist, sondern nach Salzburg, wohin die Wiener Anthropologische Gesellschaft, um ein solches Zusammentreffen herbeizuführen, ihre zweite Jahresversammlung berufen hatte.

Die zweite Jahresversammlung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft wurde in Salzburg am Freitag den 12. August um 9 Uhr im Saale der neuen Oberrealschule durch den Präsidenten Freiherrn v. Sacken eröffnet, der die Versammlung im Namen derselben willkommen hiess. Die Versammlung wählte zu ihrem Vorsitzenden den Grafen Wurmbrand, zu dessen Stellvertreter v. Sacken, zu Schriftführern Dr. Much und Dr. Pirkmayer. Wurmbrand freut sich des zahlreichen Besuches und dass so viele ausländische Gelehrte der Einladung entsprochen hätten. In Oesterreich sei der wissenschaftliche Eifer für unsere Forschungen nicht so rege wie anderwärts, die verschiedenen Nationalitäten legten einem einheitlichen Vorgehen Hindernisse in den Weg. Die Hochschulen fingen erst an, diese Studien zu würdigen. Das Land besitze reiche Schätze in seinen Pfahlbauten, Höhlen, Gräbern wie in den Stätten ältesten Bergbaues. Schon vor den Römern habe man hier Kupfer, Eisen und Salz gewonnen. Wichtige ethnologische Fragen seien noch nicht gelöst. Welches ist die Stellung der Kelten zu den Etruskern? Woher hatten jene ihre Cultur? Eine selbständige Industrie mit eigenen Formen sei den Kelten nicht abzusprechen. Kartographische Aufnahmen seien in Ungarn und Oesterreich begonnen, er hoffe, dass eine archäologische Karte in nicht zu ferner Zeit zustande kommen werde. Diese Versammlung werde zu neuen Forschungen anregen. Hofrath v. Steinhauser begrüsst in Abwesenheit des Statthalters die Versammlung. Die Staatsregierung bringe dem Aufblühen der jungen Wissenschaft die wärmsten Wünsche entgegen; er biete als ihr Vertreter den Gelehrten die behördliche Unterstützung an zu jeder Zeit und wisse die Ehre ihres heutigen Besuches zu schätzen. Herr Bürgermeister Biebl dankt im Namen der Stadt, die indessen nur bescheidene Sammlungen

bieten könne, zumal die der einstigen Universität und des Museum Carolino-Augustum. Die Reihe der Vorträge beginnt Dr. Prinzinger, der in den Namen der Berge, Flüsse und Thäler den Hauptbeweis findet, dass die ältesten Bewohner des Landes Deutsche gewesen seien. Schon der Chronist des vorigen Jahrhunderts Thadd. Zanner erklärt die Noriker für Deutsche. Halleoni, die römische Benennung der Bewohner, komme nicht von dem keltischen hal, Salz, sondern von Hallung, dem Gebäude für die Salzbereitung, das sächsische Halle habe nie Kelten gesehen. Pintschgau heisse Binsengau, wie es ein Bohnen- und Schiefergau gebe. Die Wasser hießen Achen, die Thäler Auen, mehrere bilden das Gau. Das höchste Gebirge des Landes, die Tauernkette, bewahrt noch den Namen der alten Taurisker. Auch fremde Namen gebe es, diese seien romanisch und slawisch. Dr. Steub hat im Lande Salzburg zahlreiche römische Hof- und Dorfnamen nachgewiesen. Redner schliesst mit dem Satze: Deutsche bairischen Stammes haben das Land bevölkert. Wurmbrand legt hierauf die von Ohlenschlager bearbeitete archäologische Karte von Baiern vor, auf der auch die römischen Strassen gezeichnet sind und der eine Fundchronik beigegeben ist. Er empfiehlt sie als ein Muster für ähnliche Arbeiten. Mit Anerkennung weist er auf die acht Hefte des von Dr. Voss herausgegebenen Albums der Berliner prähistorischen Ausstellung hin. Nun tritt Dr. Zillner als Vertheidiger der keltischen Vorzeit dieses Landes auf. Er glaubt, dass die sprachliche Ausbeute in die Irre führe. Deutsche erschienen hier erst um 650 unserer Zeitrechnung. Strabo nennt die Taurisker in Noricum mit andern ein keltisches Volk, das auch am Po wohne. Tacitus bezeichnet ausdrücklich Noricum, Pannonien und Rhätien als Grenzländer, die nicht zu Deutschland gehören. Strabo nennt die Boier mit den Norikern ein nördlich über die Alpen hinaus wohnendes Volk; sie haben nichts mit den Baiern zu thun. Sie sind zu Caesars Zeit von den Markomannen aus ihrem Lande vertrieben worden und flüchteten zu den Norikern, den Helvetiern und Häduern. Herodot, 490 bis 420 v. Chr., kennt noch keine Kelten, weder am Po, noch am Fusse der Alpen. Livius berichtet über die Züge der Kelten im 4. Jahrhundert v. Chr. über den Rhein und nach Oberitalien, sie stehen im Jahre 388 vor Clusium, sie ziehen nach Delphi und weiter nach Osten. Nach Tacitus sind auch die Boier über den Rhein eingewandert. Zur Zeit der Römer waren die Alpenthäler keltisch. Zu Ende des 5. Jahrhunderts nennt noch Zosimus die Noriker und Rhätier Kelten. Aber diese Kelten hatten eine weit höhere Cultur als die nördlichen Germanen. Sie hatten vor den Römern Städte gegründet und beuteten die Mineralschätze des Landes aus. Claudius gab fünf Städten das römische Stadtrecht, Ptolemäus nennt zwölf Städte in Noricum. Rasch vollzog sich die Romanisirung der Kelten. Ihre Götter behalten die alten Namen: Bel, Grannus, Teutates. Alounae heissen die von ihnen verehrten weiblichen

Wesen. Das Keltenthum dauerte von 400 v. Chr. bis 564 n. Chr. Die deutschen Ortsnamen im Lande sind späteren Ursprunges. Much tadelt es, dass man überall die Kelten sehen wolle, sogar in Aegypten. Das Keltische soll die Ursprache des Menschen sein, Grimm selbst sei Keltomane gewesen, aber er warne vor Abwegen. Holtzmann habe die Uebereinstimmung der Kelten und Germanen bewiesen. Wie man in der Erdbildung keine Katastrophen mehr annehme, so soll man auch im alten Völkerverkehre die Vorstellung gewaltsamer Ereignisse aufgeben und eine allmähliche naturgemässe Entwicklung der Völker an deren Stelle setzen. Mit den Römern sei in Noricum das ganze Keltenthum verschwunden. Dionys von Halicarnass sage deutlich, der Rhein durchschneide das Keltensland, und Strabo nenne die Germanen echte Kelten. Er macht auf die Uebereinstimmung der Kunstarbeiten, der Gebräuche, des Cultus bei den alten Völkern aufmerksam, die man Etrusker, Kelten, Germanen nenne. Sind die Bronzegürtel von Hallstadt etruskisch? Dieselben Dinge findet man bei Bologna. Bei den Semnonen wurde das Bild der Göttin Hertha auf einem Wagen von Kühen gezogen, auch die Gothen führten ihr Götterbild auf Wagen umher. Im Triumphzug des Aurelianus wurde von Hirschen gezogen ein Wagen mit dem Götterbalken aufgeführt und Gregor von Tours berichtet, dass man in Gallien einen Wagen mit dem Bilde der Berecynthia durch die Felder gefahren habe. Können die in Brandenburg, Schlesien und Steiermark gefundenen Bronzewagen, die man den Etruskern zuschreibt, nicht ähnlichen gottesdienstlichen Gebräuchen gedient haben? Es sitzen Schwäne darauf, aber die Schwäne spielen in nordischen Sagen eine wichtige Rolle. Virchow meint, Keltomanen gebe es nur in Deutschland, Bertrand theile die Kelten so ein wie Polybius. Die Aussagen der Alten seien wichtig, aber literarisch lasse sich die Sache nicht erledigen. Much habe zu wenig auf Caesar Rücksicht genommen. Er erinnert an die Schwierigkeit ähnlicher moderner Verhältnisse, an seine Beurtheilung der Finnenfrage. Die Völkerbewegungen in Africa verdienen des Vergleiches halber die grösste Beachtung. Wie verhalten sich die heutigen Neger zu den alten Aethiopen? Auf den deutschen Ursprung der Namen in Noricum dürfe man keine Schlüsse bauen, denn in Kleinasien seien die griechischen Ortsnamen ganz erloschen, man treffe nur türkische. Schaaffhausen sagt, dass vor allen Dingen die kraniologische Forschung hier mitzusprechen berufen sei. Auf der Versammlung in München habe man schon vergeblich nach den besondern Merkmalen des Keltenschädels gefragt. Vor 25 Jahren habe er bereits bei Besprechung der 1855 erschienenen neuen Schrift von Holtzmann: Kelten und Germanen, zwei dolichocephale Germanenschädel von Cannstadt mit der von Bory St. Vincent, Latour, Serres, Retzius und Prichard gegebenen Beschreibung des Keltenschädels so übereinstimmend gefunden, dass er dies als eine wichtige Be-

stätigung der Holtzmannschen Ansicht bezeichnet habe. Zahlreiche spätere Beobachtungen hätten kein anderes Ergebniss gehabt. Schon Strabo sage, dass Kelten und Germanen in Gestalt, Sitte und Lebensweise vieles gemein hätten. Es könnten wiederholte germanische Einwanderungen aus Asien stattgefunden haben, die ersten, die bis Gallien und zur pyrenäischen Halbinsel vordrangen, kamen hier mit phönizischer und griechischer Cultur in Berührung und erlangten eine höhere Bildung als die nachrückenden, im mittlern und nördlichen Deutschland bleibenden Stämme. Wichtig seien die Worte des Tacitus, Agricola 11: „Die Britannier bleiben, was die Gallier ehemals waren.“ Noch deutlicher sagt Strabo, IV, 4, die alten Sitten der Gallier seien dieselben gewesen, die noch bei den Germanen bestehen. Wenn Caesar die Belgier und Gallier verschiedene Sprachen reden lässt, so kann sich das auf verschiedene Mundarten beziehen. Vielleicht sprachen alle Germanen keltisch, es sind uns wenigstens keine andern germanischen Sprachreste aus jener Zeit bekannt, in die das Keltische hinaufreicht. Nimmt doch der Suevenkönig Ariovist die Schwester eines norischen Fürsten zum Weibe. Much bemerkt gegen Virchow, dass selbst Brandes zugebe, dass Caesar die wichtigsten Beweise für die Identität der Kelten und Germanen liefere. Ohlenschläger führt an, dass in den zahlreichen römischen Inschriften kein deutscher Personennamen vorkomme, dass an die römische Zeit sich die germanischen Reihengräber anschliessen und dass in dieser Zeit eine bedeutende Veränderung der Bevölkerung erfolgt sei. Mehlis hestehet darauf, dass Caesar die Gallier von den Germanen unterscheide. Virchow glaubt, die Vindelicier könnten Illyrier oder Pelasger sein. Broca unterscheide zweierlei Formen des Keltenschädels, die brachycephale Form der Savoyarden habe er bis zu den Galtchas im Altai verfolgt. Die heutigen Albanesen seien unzweifelhaft brachycephal, Germanen und Kelten könnten so verschieden gewesen sein, wie Germanen und Slaven. Die abendländische Cultur habe jedenfalls einen östlichen Ursprung. Hiermit schloss die Sitzung. Um 4 Uhr wurde das städtische Museum besucht, das in seinen alten gewölbten Räumen nicht nur eine stattliche vorhistorische und römische Alterthümersammlung besitzt, worüber ein von E. Richter verfasstes Verzeichniss mit archäologischer Karte Auskunft gibt, sondern auch zahlreiche mittelalterliche Gegenstände und ganze Zimmereinrichtungen der letztvergangenen Jahrhunderte. „Das römische Leben hatte sich nur längs der römischen Strasse entwickelt, an ihr liegen die Fundorte dicht gesät, in den Nebenthälern findet sich nahezu nichts; was dort sich ergibt, ist meist vorrömisch, wie die Funde von Mitterberg, Bruck, Saalfelden.“ So heisst es in jener Schrift. Gegen Abend wurde der Mönchsberg erstiegen, von dem aus man den herrlichsten Blick auf die eine weite grüne Ebene begrenzende Tauernkette hat. Die Sonne war

schon unter, als auf der andern Seite die malerische Stadt noch zu unsern Füßen lag.

Am Samstag den 13. begann die Sitzung um 9 Uhr. Vor Beginn derselben hatte sich der Kronprinz Rudolf von Oesterreich eingefunden. Nachdem er die kleine prähistorische Ausstellung, in der Pfahlbau funde vom Mondsee und Neuchâtel er See, Höhlen funde von Stromberg und die Sammlung Petermandels von Messern aller Zeiten und Völker zu sehen war, mit grossem Interesse betrachtet, wohnte er den Verhandlungen bis zur ersten Pause bei. Graf Wurmbrand sprach über die Elemente der Formgebung und ihre Entwicklung. Die ersten und einfachsten Formen des Kunstgewerbes seien aus dem unmittelbaren Bedürfniss und aus Nachahmung entstanden. Diesen Ursprung verrathe auch noch der weiter sich entwickelnde Formenkreis. Zuletzt trete dann ein bestimmter, charakteristischer Stil auf, der um so mehr festgehalten werde, je abgezosener das Land sei. Es entstehen auch Mischformen wie heute, wo sie vielleicht nur in China, Japan und Indien fehlen. Kaffern und Buschmänner ahmen bloss die Natur nach, die sesshaften Pfahlbauer erfinden schon das Ornament, für welches das Geflecht ein Vorbild ist. Thonkrüge im Laibacher Moor ahmen den Schlauch, andere die Kürbisflasche nach. Mit Zähigkeit hängen die Slaven an alten Formen. Da findet man heute noch eine Fülle alter Motive in Geweben und Stickereien. In Galizien werden noch Töpfe aus der Hand geformt und mit Graphit geschwärzt. In Slavonien sind römische und etruskische Formen in Gebrauch, in Bosnien Drahtarbeiten, den prähistorischen ähnlich. In den Volkstrachten zeigt sich dasselbe. Die Kopanken der Südslaven sind wohl die älteste Fussbekleidung, den Ledergurt finden wir wie in den alemannischen Gräbern. Der Hakenstock der Magyaren ist ein altes Würdezeichen, der goldverschnüerte Rock geht auf Attila zurück, der gothische Kleidungs annahm. Das magyarische Nationalcostüm ist germanisch! Woldrich schildert den Haushund der prähistorischen Zeit. Rutimeyer nannte den Hund der Pfahlbauten *canis palustris*. Jeitteles fand bei Olmütz eine zweite Rasse, den Bronzehund, der grösser war, und nannte ihn *canis fam. matris optimae*; Woldrich fand unter den Funden von Weikersdorf eine dritte Form, den *canis fam. intermedius*. Nach Strobel gleicht der erste dem Jagdhunde, der zweite dem Windhunde, der dritte dem Schäferhunde; er fand in den Terramaren noch eine vierte Form, *canis fam. Spaletti*, den er für den Ahn unseres Spitzes hält. Woldrich glaubt in der Schipkahöhle den Vorfahren des Torfhundes gefunden zu haben, er hält ihn für diluvial und nennt ihn *canis Mikii*, er ist klein und dem Schakal verwandt, während Bourguignat's *canis ferus* gross ist. Da in jener Höhle zwei Eckzähne von jungen Hunden durchbohrt gefunden wurden, so scheint es, dass sie zur Nahrung gedient haben. Schaaffhausen sagt, es sei nicht zweifel-

haft, dass einige Hunde vom Wolfe stammten, denn es unterscheide sich dieser von jenen im Skelet nur durch grössere Stärke. Auch gingen Indianer mit gezähmten Wölfen zur Jagd. Steenstrup habe in den dänischen Muschelhaufen den Beweis gefunden, dass man den Hund gegessen. Dass durchbohrte Zähne nicht nur ein Schmuck des Jägers gewesen, sondern als Amulet getragen worden seien, habe man in alemannischen Gräbern beobachtet, wo sie bei Kindern lagen, wahrscheinlich als ein Mittel glücklichen Zahnens. Nun gab Holub einen sehr ansprechenden Bericht über seinen siebenjährigen Aufenthalt in Südafrika. Er unterscheidet drei Stämme, die Buschmänner, die Hottentotten und die Bantu. Dieser ist der bedeutendste, der sich stark vermehrt; der Zweig der Betschuanen ist der kriegerischste, die Basutos sind Ackerbauer, doch stellten sie im letzten Kriege 25000 Reiter den Engländern gegenüber. Mächtige Stämme sind seit 200 Jahren ganz verschwunden, weil in den Kriegen alle Männer und Frauen niedergemacht und nur Knaben und Mädchen geschont wurden. Es gibt viele Kreuzungen. Die Sitten sind sehr verschieden. Bei den Mataberi wird das Weib gar nicht als ein menschliches Wesen angesehen, bei anderen Stämmen sind die Frauen hochgeehrt. Die Hottentotten verschwinden allmählich, auch der reine Buschmann stirbt aus, weil er sich hartnäckig von jeder Civilisation fernhält. Die herzlichste Einladung eines Europäers, in seinen Dienst zu treten, schlägt er aus. Der Boer schiesst ihn nieder. Der Buschmann liebt die Höhen, wo er in Höhlen wohnt; er benutzt vergiftete Pfeile, aber das Wild mangelt ihm; in der klaren Luft verfehlt der Boer auf 600 Schritt nie sein Ziel. Wunderbar ist seine Kunst im Zeichnen, doch stellt er nur den Kopf der Thiere richtig dar, das andere steht damit in keinem Zusammenhang. Mit steinernem Meissel gräbt er diese Bilder in den Felsen, man findet sie auf den höchsten Gipfeln der Berge wie an Blöcken im Flusse. Die Wände der Höhlen bemalt er mit Ockerfarben. Hierauf bespricht Maschka die in der Schipkahöhle bei Stramberg gemachten Funde und theilt das Gutachten von Schaaffhausen über den daselbst bei einem Feuerherd gefundenen menschlichen Unterkiefer mit, den er selbst als diluvial bezeichnet. Das Knochenstück selbst ist ausgestellt. Nach einer Bemerkung von Luschan, dass der mit Gyps geflickte Knochen eine exacte Untersuchung gar nicht zulasse, gibt Virchow sein Urtheil dahin ab, dass der Unterkiefer der eines Erwachsenen sei, was schon die starke Abnutzung der Zähne beweise, und dass hier ein Fall von gehemmter Entwicklung, von heterotypie vorliege; er begreife nicht, wie man den Kiefer als pithekoid bezeichnen könne. Schaaffhausen hält die Richtigkeit dieser von ihm gegebenen Bezeichnung aufrecht und erklärt, was darunter zu verstehen sei; er zählt nicht weniger als acht Merkmale niederer Bildung an dem kleinen Kieferstücke auf. Wankel, der den Fund vorher gesehen, findet die Restauration vortrefflich, tritt

Schaaffhausen bei und macht noch auf den sichtbaren Rest der Symphysen-Naht aufmerksam. Ein so seltsames, noch nie gesehenes pathologisches Object soll gerade in einer Höhle sich finden! Es wird bestimmt, dass eine Commission am Nachmittag das Kieferstück untersuchen soll.

Die Sitzung wird um 4 Uhr fortgesetzt. Tischler zeigt an vorgelegten Proben, dass das Ornament an älteren Bronzen nicht mit Stahlmeisseln, sondern mit Bronzemeisseln gearbeitet ist. Müllner spricht über die Bedeutung der prähistorischen Forschung für die Geschichte, Mehlis über die typischen Formen der prähistorischen Steingeräthe; die Nephrit- und Jadeitbeile hält er für Amulette. Luschan, von seiner Reise eben zurückgekehrt, schildert unter Vorlage zahlreicher Photographieen die Ethnologie Lykiens. Die Gynaikokratie des alten Volkes betrachtet er als in edlem Frauenthume und in Ritterlichkeit begründet. Ob die Lykier griechisch gesprochen, wisse man nicht. Jetzt lebten 100000 Griechen im Lande, welche die Türken verdrängten. In Lykien und Karien habe man Sommer- und Winterdörfer. Virchow knüpft einige Worte über das triquetrum an, das auf Bronzen vorkomme und auf den gemalten Gefässen von Zaborow sich finde. Oft zeigt es drei Beine, welche die laufende Zeit darstellen, man sieht es auch in der Mitte eines Sonnenbildes. Frhr. v. Sacken spricht über einen Bronzefund von Waatsch in Krain, der mit Schwanfiguren und concentrischen Kreisen geziert ist wie Sachen von Hallstadt. Eine Fibel hat zahlreiche Anhängsel, die zum Theil kleine Eimer darstellen. Ueber ein Bronzeblech ist ein Eisen genietet. Schaaffhausen entwickelt seine Ansichten über die Mammutzeit, wie und wann man sich das Aussterben dieses Thieres zu denken habe. Es scheine im Norden Asiens länger gelebt zu haben als in Europa. Das sei von seinem Begleiter wenigstens, dem Rhinoceros, sehr wahrscheinlich, dessen Hörner im Norden nicht selten gefunden wurden und, weil man sie für Klauen hielt, zur Sage vom Vogel Greif Veranlassung gaben. Bei uns haben sie sich nicht erhalten. Jene Stelle des Strabo, L. IV, 5, wo er sagt, dass die alten Briten verarbeitetes Elfenbein nach Gallien ausführten, lässt annehmen, dass der Mammutzahn, der heute mürbe und zerfallen ist, vor 2000 Jahren noch hart war. In Sibirien hat sich durch die Kälte das fossile Elfenbein bis heute so gut erhalten, dass es noch bearbeitet werden kann. Dass in den 2000 Jahren v. Chr. in Westeuropa eine hohe Kälte geherrscht haben soll, ist nicht annehmbar; schifften doch um diese Zeit die Phöniciernach den Küsten der Nordsee. Wenn die letzten Mammute vor längerer Zeit als 2000 Jahren v. Chr. gelebt hätten, so würden ihre Zähne zu Strabos Zeit nicht mehr hart gewesen sein. Die in den Höhlen von Steeten und Krakau gefundenen Waffen aus Mammutknochen beweisen noch mehr als die Sachen aus Elfenbein, dass der Mensch die Knochen im frischen Zustande benutzte. Das Mammut war in Europa ein Zeuge der

Eiszeit. Durch das Zurückweichen der Tag- und Nachtgleichen, das eine Periode von 21500 Jahren macht, fiel die grösste Kälte um das Jahr 9500 v. Chr. Nach Morlots Berechnungen am Schuttkegel der Tinière liegt die Mammutzeit 9 bis 10000 Jahre hinter uns. Es ist wahrscheinlicher, dass vor 4000 Jahren noch Mammute gelebt haben, als dass man für die Zeit seit ihrem Verschwinden einige 100000 Jahre zugestehen soll. Frhr. v. Dückler erhebt Einspruch gegen eine so kurze Schätzung der letzten Periode der Vorzeit. Ohlenschlager spricht über archäologische Karten und die Wahl der Zeichen. Bartels erstattet kurz den Bericht der Commission: sie kann den Kiefer von Neutitschein nicht für pithekoid erklären und hat denselben auf Antrag von Schaaffhausen zu wiederholter Untersuchung Virchow übergeben. Der Vorsitzende schliesst die Versammlung, an der 270 Mitglieder theilgenommen hatten.

Am Sonntag fand der Ausflug nach Hallein statt, wo man im Heidestollen noch die erhaltenen Holzstiele der alten Bronzeäxte gefunden hat. Von hier ging es auf den Dürrenberg. Nachmittags wurde nach Bischofshofen gefahren und der Götschenberg erstiegen. Eine Grabung lieferte nur verzierte Thonscherben, wo man früher Pfeilspitzen aus Feuerstein, Steinhämmer und Eisensachen gefunden hatte. Der fortdauernde Regen gestattete die Ersteigung des 4800 Fuss hohen Mittersberges, dessen alte Kupferwerke besichtigt werden sollten, nicht mehr. So vereinigte denn der Abend die Forscher zum letztenmale in Bischofshofen.

Schaaffhausen.

25. Rothe Edelsteine fränkischen und alemannischen Goldschmucks. Gleichzeitig mit den Untersuchungen über den Schmuck von rothen Edelsteinen, welche Prof. aus'm Weerth am letzten Winkelmannsfeste vortrug (vergl. S. 202), und die voraussichtlich im nächstfolgenden Jahrbuch mit Abbildungen erscheinen, wird aus München folgendes mitgetheilt:

Infolge der Zusammenstellung und Vergleichung der interessanten Gräberfunde aus Nordendorf, Fürst u. s. w. im Bairischen National-Museum sowie des in neuester Zeit erworbenen Fundes aus einem Felsen-grabe bei Wittislingen an der Donau wurden in Betreff der Geschmacksrichtung und der technischen Fertigkeit der dunkeln Zeit vom 8. bis zum 11. Jahrhundert wichtige Aufschlüsse gewonnen. So hat u. a. der königliche Universitäts-Professor Dr. v. Jolly, dem Ersuchen des National-Museums entsprechend, die im Gold- und Silberschmucke jener Gräberfunde so häufig vorkommenden rothen Steine, welche meistens für Glasfluss gehalten wurden, einer gründlichen Untersuchung unterworfen und der Direction des Bairischen National-Museums das Ergebniss seiner Forschung zugehen lassen. Es mag manchem Techniker wie Mineralogen nicht uninteressant sein, wenn wir hier seine Worte folgen lassen: „Aus dem Bruchstücke des Schmuckes wurden zwei Plättchen, die in Farbe und Glanz Verschieden-

heiten zeigten, gelöst und der Prüfung unterzogen. Die dünnen röthlichen Plättchen sind Zirkonite, nach dem Vulgärnamen Hyacinthe. Sie stehen als Edelsteine unmittelbar über den echten Granaten, die sie in Härte und specifischem Gewichte übertreffen. Das specifische Gewicht des geprüften Plättchens ergab sich zu 4,45, während das der echten Granaten nur 4,20 ist. Die Hyacinthe waren bereits im Alterthum als Edelsteine verwendet. Sie wurden langehin als Varietäten des echten Granaten betrachtet. Erst nach Begründung wissenschaftlicher Chemie wurde 1787 durch den Chemiker Klaproth nachgewiesen, dass Hyacinthe und Granaten chemisch verschieden zusammengesetzte Mineralien sind. Hyacinthe bestehen in einer chemischen Verbindung von Zirkon-Erde und Kiesel-Erde, Granaten aus einer Verbindung von Thon-Erde und Kiesel-Erde. Die grössere Härte der Hyacinthe hat zum Erfolge, dass dieselben, geschliffen und polirt, einen grössern Glanz annehmen und bewahren. Die tief dunkelblauen Steine des Schmuckes sind Amethyste, d. i. krystallinischer Quarz. Die Farbe hängt von einer geringen Beimengung von Mangan-Oxyd ab. Das specifische Gewicht des untersuchten Plättchens ergab 2,52, ist also bedeutend geringer als das der Hyacinthe. Ebenso stehen die Amethyste den Hyacinthen bedeutend an Härte nach. Sie werden noch als Edelsteine verwendet, sind aber von geringerm Werthe. In der Politur nehmen sie geringern Glanz an und werden mit der Zeit matt, wie sich dies auch an den Gräberfunden im Bairischen National-Museum erkennen lässt. Die Fassung der Plättchen ist Gold, die Unterlage fein geschliffener Töpferthon.“

26. Stollberg (Kr. Aachen). Unweit der Station Stollberg auf dem Terrain des Eschweiler Bergwerks-Vereins ist eine römische Villa aufgedeckt worden, deren im Rechteck mit vorspringenden Rysaliten projectirter Grundriss dem üblichen Schema der kleineren Villen entspricht.

Aus'm Weerth.